

Aus fremder Seele

Andreas-Salomé.

Aus fremder Seele.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 5.— Geb. M. 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 3. Auflage. Geh. M. 2.50. Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Lenbach, Ernst, Abseits. Erzählungen. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman. Geh. M. 5.— Geb. M. 6.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Proelß, J., Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 33. Aufl. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 15. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 28. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 19. Auflage. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 18. Aufl. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 20. Auflage. Geh. M. 5.— Geb. M. 6.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent. Geh. M. 2.— Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.— Geb. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 9. Aufl. Geh. M. 4.— Geb. M. 5.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Aus fremder Seele.

Eine Spätherbstgeschichte

von

Lou Andreas-Salomé.



Stuttgart 1896.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

I.

Einleitung.

Die Blätter fielen.

Aus den Wipfeln der alten breitästigen Linden, die mitten im Dorf die Kirche umstanden, sank ein Blatt nach dem andern über die niedrige Mauerbrüstung des Kirchhofs hinab. Schon war der Spätherbst weit vorgerückt, und nur die selten günstige Witterung hatte dem nordischen Oktober noch einen Anflug von Sommerschönheit gelassen. Reiche Farbenpracht verhüllte das stille Welken ringsumher und breitete sich darüber aus wie ein in Gold und Rot gesticktes Feierkleid.

Die mächtige Baumgruppe um die Kirche, — weithin sichtbar, denn platt und eben dehnte sich das Land, — bildete den ursprünglichen Kern des Ortes. Um sie herum und am seichten Wassertümpel entlang befanden sich altersgraue Dorfgebäude mit moosbewachsenen Dächern und windschiefen Thüren. Mehrere von ihnen standen in einer tiefen Einsenkung zu beiden Seiten des Weges, der, zwischen ihnen herlaufend, sich im Laufe der Zeit Schicht um Schicht über ihren Eingang emporgehoben hatte. Hier in der Mitte des Dorfes stach nur, hinter gepflegtem

Vordergärtchen, ein schmuckes Schanklokal durch seinen frischen Anstrich grell ab von der bescheidenen Umgebung. Weiterhin aber, nach den Ausläufern des Ortes zu, zogen sich neu erbaute Häuser, die ganz aus dem Rahmen des Dörflichen fielen, und an ihren Erdgeschossen wiesen buntbemalte Schilder auf die Läden hin, in denen ein Kunterbunt von billigen Sachen feilgeboten wurde. Die nur eine Stunde entfernte und immer rascher anwachsende Großstadt hatte schon begonnen, das kleine abgelegene Dorf allmählich zu seiner künftigen Bestimmung einer Vorstadt umzuwandeln.

Die Thüren der verwitterten Kirche, an deren Mauern sich wilder Epheu üppig emporrankte, waren weit geöffnet, und von innen erscholl Orgelklang. Trotz der noch frühen Nachmittagsstunde hatte sich eine beträchtliche Anzahl Dörfler hineinbegeben, um einer Taufhandlung beizuwohnen, — vorwiegend freilich Frauen, Kinder und alte Leute.

Unweit der Thür lehnte an der letzten Kirchenbank ein halb erwachsener Knabe und blickte zerstreut um sich, wie jemand, der zufällig in fremde Umgebung geraten ist. Ein bildhübsches Mädchen, das neben ihm saß, fesselte alsbald seine Aufmerksamkeit. Armselig gekleidet, blaß und mager, fiel sie dennoch sogleich durch den Liebreiz ihrer Züge und die Feinheit ihres Wuchses auf. Als sie einmal flüchtig auf ihn schaute, bemerkte er am Ausdruck ihrer Augen, daß sie wohl daran gewöhnt sein mochte, von bewundernden oder dreisten Blicken angestarrt zu werden. Gleich darauf aber blickte sie mit verdoppelter Andacht nach dem greisen Prediger am Altar.

Der junge Mensch unterdrückte ein Gähnen.

„Wer ist denn der Täufling?" fragte er leise seine hübsche Nachbarin, aus Interesse für sie, nicht für das Kind.

„Ein gar armer Wurm," entgegnete sie flüsternd, „ein Urenkelchen von der steinalten, gebückten Frau, die gleich vorn sitzt. Das ist die Rieke, — eine der Aeltesten bei uns. Alle ihre Kinder hat sie verloren, und ihre Enkelin, was die Mutter vom Kinde ist, liegt auch schwer krank."

„Daher wohl die vielen Menschen bei dieser Taufe," bemerkte ihr Nachbar.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht daher. Sondern weil ihre Enkelin, die Kathrine, mit Schimpf und Schande aus ihrem Stadtdienst gejagt worden ist, — weil sie das Kind bekam. Sie diente bei einem Geistlichen. Und nun will jeder hören, wie gut dagegen unser Himmelspastor der alten Rieke zuspricht."

„Wer —?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Unser Himmelspastor. Anders heißt er hier nicht."

Der junge Mensch blickte nach der schmächtigen, in den Schultern ein wenig gebückten Gestalt des Predigers. Der obere Teil des Kopfes, schon seit langem kahl, wurde von der blassen Oktobersonne beleuchtet, die durch die Bogenfenster schien. Ungewöhnlich schön war die Stirn, und eine kräftig ansetzende, leicht gebogene Nase gab dem Profil etwas Energisches.

Er kannte den Pastor Theodor Arnsfeldt nur ganz

flüchtig, obschon dessen Adoptivsohn Kurt sein Freund war. Aber dieser hatte ihn meistens in der Stadt aufgesucht, und war dann ein ganzes Jahr fort gewesen, in einer Genfer Erziehungsanstalt. Erst heute morgen war Kurt von dort zurückgekommen, — unerwartet, ein paar Tage zu früh, und soeben erst hatte er den Heimgekehrten von der Stadt zu Fuß hierher begleitet.

Inzwischen verklang der Gesang, welcher der beendeten Amtshandlung folgte. Die kleine Gruppe vor dem Altar löste sich auf; die meisten drängten dem Ausgang zu. Eine junge Bäuerin, ihren Säugling an der Brust, zwei Kinder an den Rockfalten, kam grade vorbei und sagte: „Wahr ist's schon, unser Herr Pastor fischt immer das beste heraus. Da geht keines leer aus. Wie's ohne ihn wär', — man mag's nicht ausdenken."

Eine grobe Männerstimme ließ sich etwas spöttisch vernehmen: „Es steht indessen noch von andern Dingen in der Bibel drin, als von Trost und himmlischem Süßholz. An das hätte die Kathrine sich lieber beizeiten halten sollen."

„Was unser Herr Pastor beiseite läßt, kann so arg wichtig nicht sein," entschied die Bäuerin gleichmütig und ging hinaus.

Jemand lachte kurz auf.

„Ja, für das Weibsvolk! Die Zeiten sind vorüber, wo man sich vom Pfarrer trösten läßt. Auf eigne Faust brav sein soll man."

Das hübsche blasse Mädchen, das auf der letzten Kirchenbank gesessen, war aufgestanden und machte eine heftige Bewegung nach dem Sprecher hin.

„Was recht tröstet, das macht auch brav!“ sagte sie und errötete dabei, „manch eine hier weiß das.“

„Freilich! So 'n Fabrikmädel wie du muß es wohl wissen, Trudel.“

Sie ging unwillig hinaus, nicht ohne einen flüchtigen Seitenblick auf ihren jungen Nachbar während der Taufhandlung zu werfen, der dem kurzen Wortwechsel zugehört hatte. Als sie auf die Dorfstraße trat, holte ein andres Mädchen sie ein und schob die Hand in ihren Arm.

„Laß die Mannsleute reden, Trudel, — deinem lieben Himmelspastor geschieht nichts,“ sagte es tröstend und hob das blatternarbige Gesicht zu ihr auf, „aber wahr ist's schon: die Kathrine hat Unrecht gethan. Man muß doch seinen Stolz haben und etwas auf sich halten.“

„Mag sein. Aber es gibt mancherlei Versuchungen, das kannst du glauben!“ bemerkte Gertrud einsilbig.

„Wo denn, Trudchen? — — wenn man brav ist? Ich war auch im Dienst.“

„Ja, — du!“ ein halb mitleidiger, halb geringschätziger Blick streifte die Gefährtin; „übrigens ist das gewiß auch verschieden. Aber das sage ich dir: wenn er nicht wäre, — wenn unser Pastor nicht wäre, — und so gut, und so eindringlich — —, dann — weiß Gott! Man will doch leben!“ —

Durch die Seitenthür der Sakristei, wo er sein Ornat abgelegt, hatte Pastor Arnsfeldt sich auf den Heimweg begeben. Er ging raschen Schrittes an den beiden Mädchen vorüber, ihren Gruß nur mit freundlichem Nicken erwidernd, denn ihm blieb keine Hand frei: die

Rechte wie die Linke waren von je einem kleinen Mädel erwischt worden, und andre Kinder folgten noch dicht hinterdrein. Das war meistens so, wenn er sich auf der Dorfstraße zeigte.

Die Kleine an seiner Rechten, die sich vergeblich abmühte, Schritt mit ihm zu halten, sagte bedenklich: „Wenn du so läufst, Herr Pastor, dann bist du schon gleich zu Hause.“

„Das will ich auch, Gretchen. Ich eile sehr. Denn denk doch: zu Hause ist ja mein Junge angekommen. Kurt ist angekommen! Und ich hab' ihm noch kaum guten Tag sagen können.“

„Kurt?“ fragte ein Bübchen und drängte sich an ihn, „dein großer Kurt? Darum rennen wir so? O je, können wir den nicht auch gleich wiedersehn?“

„Jetzt gleich lieber nicht. Aber spätestens morgen. Denn er sucht ganz sicher jeden von euch auf und erzählt euch was ihr haben wollt.“

Hinter ein paar armseligen Taglöhnerhäuschen, die aussahen, als hätte man sie aus Lehm und Feldsteinen zusammengeworfen, lag das niedrige Pfarrhaus in einem Garten. Ein Querbau, wo sich die Küchenräume befanden, verengte den Hof zu einem schrägen Dreieck. Als sie herantraten, sprang eine schlanke weiße Hündin sie freudig bellend an, während aus der Hundehütte der alte, gichtlahme Unkas, der keine Kinder leiden konnte, nur ein verdrossenes Knurren hören ließ.

Im Querbau stand das Küchenfenster offen, und ein feines faltiges Frauengesicht, umrahmt von weißen Flechten, beugte sich lächelnd heraus. Die Kinder ließen die

Hand des Pastors los, blieben stehn und machten lange Hälse. Wenn „Tante Babette", wie sie bei allen hieß, des Pastors langjährige Freundin und Hausgenossin, ihnen zuwinkte, so gab es immer etwas Gutes, — besonders, wenn sie Pfefferkuchen gebacken hatte, solche, die es hierzulande gar nicht gab, denn das verstand sie.

Der Pastor war inzwischen durch den Garten gegangen, aus dem man direkt in seine Arbeitsstube gelangen konnte. Eine breite Glasthür verlieh derselben viel Licht und den vollen Blick ins Grüne. An den Wänden standen Bücherregale, und den Boden deckte ein dunkler einfarbiger Teppich. Ueber dem Schreibtisch, der an einem Seitenfenster, nach dem Hof zu, stand, hing ein in Oel gemaltes Porträt der Mutter des Pastors, — einer schönen Jüdin mit tiefen schwermütigen Augen. Darunter eine Radierung von Klinger in einfachem Rähmchen: die tote Mutter mit dem Kinde, das mit erstaunten Blicken von der Leiche in die Ferne schaut.

Kurt lehnte an der Glasthür, er öffnete sie dem Pastor und rief in froher Ungeduld: „Wie lange dauert doch solche Taufe! Und daß du heute überhaupt noch jemand anders gehörst, als mir allein!"

„Mein herrlicher Junge!" sagte der Pastor und faßte ihn an beiden Schultern, „ich hab' dich ja noch gar nicht ordentlich wiedergesehen. Wie groß und stramm bist du geworden. O so frisch und stramm!"

„Und du so jung und hübsch, Vater!"

„Du Schlingel! Du Taugenichts!"

Und während er Kurt mit freudigen Augen be-

trachtete, fügte er hinzu: „Es ist sonderbar! Uns alten Leuten wird alles Vergangenheit. Ich habe dich das ganze Jahr als kleinen Buben um mich gesehen. Als ganz kleinen Buben, — so wie du warst, als ich dich noch zu Bett brachte."

„Ja," meinte Kurt, „das war die schönste Zeit. Warum hast du mich auch fortgelassen?"

„Weil die Gelegenheit günstig war, dich unter neue Menschen und Eindrücke zu bringen. Weil du selbständig werden, nicht an meinem Rock hängen bleiben solltest, — am Rock des Alten. Alt und jung, — das stimmt nicht."

„O Vater, zwischen uns hat alt und jung immer gestimmt! Ich hätte sehr gut bei dir zu Ende lernen können, — ich hatte ja auch Lehrer und Kameraden in der Stadt. Aber du warst doch die Hauptsache. Und da draußen, — ja, da hab ich manchmal Angst bekommen, daß die lange Entfernung von dir dich mir noch ganz fortnimmt."

„Dummer Bub! Wie sollte das wohl möglich sein?" versetzte der Pastor, der an den Schreibtisch getreten war und in zwei bereitstehende Gläser Wein eingoß.

Kurt nahm sein Glas, stieß mit dem Pastor an und leerte es auf einen Zug. Einen Augenblick schwieg er. Dann stellte er das Glas fast heftig nieder und sagte: „Wie? Nun zum Beispiel so, wie du es selbst vorhin erwähntest: daß du mich in der Erinnerung stets als den kleinen Jungen siehst, während ich doch längst groß bin und mich ganz fern von dir weiter entwickelt.

Wäre das neben dir, unter deinen Augen geschehn, so wär es für mich ganz anders."

„Du bist noch immer derselbe Brausekopf!" bemerkte der Pastor lächelnd, aber sein Gesicht war aufmerksam geworden, „also was wäre anders, mein heftiger, ungeduldiger Junge?"

Kurt antwortete nicht. Er war an die Glasthür getreten und blickte hinaus. Nach einer Pause sagte er: „Ich möchte dich etwas fragen, Vater: warum hast du mich grade dort, — grade in diesem Jahr und im Auslande konfirmieren lassen?"

Der Pastor, der in seinem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch saß, wandte sich nach ihm um.

„Jetzt versteh ich dich, — ich fange an zu verstehn," antwortete er ruhig, „— du fürchtest, daß wir in unsern Ansichten auseinander gegangen sind, und du glaubst, das wäre nicht geschehen ohne deine Abwesenheit."

„Vielleicht wär es geschehen, — aber jedenfalls wäre immer alles zwischen uns zur Sprache gekommen! Während so — ich habe draußen mit andern, mit Fremden geredet, ich habe gelesen, gehört, nachgedacht. Ich bin über vielerlei in Zweifel geraten, Vater, wovon ich weiß, wie fest du daran glaubst." — —

Kurt trat zu ihm hin und fügte traurig hinzu: „Siehst du, so ist es nun: ich wollte es dir verschweigen, — und nun ist es in der ersten Viertelstunde heraus."

„Das ist gut so. Ich danke dir dafür, mein Junge."

Kurts Augen suchten den Blick des Pastors zu er-

haschen, aber dieser hatte den Kopf gebückt, und sah ihn nicht an. Da schlug dem Knaben plötzlich eine heiße Röte ins Gesicht.

„Du mußt nicht gleich denken, daß ich einer von den allerschlimmsten bin, Vater," sagte er außer sich, „das Schreckliche ist nur, daß es mich von dir trennt. Denn, siehst du, jetzt kann ich gar nicht über alles das mit dir reden und mich aussprechen, wie ich es ganz zu Anfang so brennend gern gethan hätte. Jetzt muß ich erst mit mir selber darüber ins reine kommen. Mit mir selbst ganz allein."

Pastor Arnsfeldt stand auf und nahm Kurts blonden Kopf zwischen seine beiden Hände. Schweigend blickte er in das erregte, gerötete Knabengesicht mit den noch kindlichen Zügen.

„Ich denke nichts Schlimmes von dir, mein Junge. Handle in allem frei und nach deiner eignen Empfindung. Komm erst mit dir selbst ins reine, — wie du vorhin sagtest. Dann aber, — kommt es einmal über dich, daß du dich aussprechen mußt, — dann vergiß eins nicht: ich bin mir wohl bewußt, daß wir uns in einer solchen Stunde nicht mehr als Greis und Kind gegenüberstehn würden, wie ehedem, sondern als Mann zu Mann, — mit Vertrauen und Achtung. Vergiß es nicht. Und jetzt laß mich einen Augenblick allein."

Er küßte ihn auf die Stirn, und Kurt ging hinaus.

Draußen auf dem Gang aber blieb Kurt stehn, und ein heißes Reugefühl quoll in ihm auf. Hätt er denn nicht schweigen können! Ja, er hatte schweigen

wollen, aber so war er: weil er so ungestüm wünschte, die trennende Schranke sei nicht da, darum war er mit nutzlosen Worten gegen sie angerannt! Und nun war sie doppelt da: weil beiden bewußt.

Wie mild und liebevoll der Vater es aufgenommen hatte! Mild und liebevoll wie immer, — und doch hing er selbst am vollen Kirchenglauben. Er rang sich also die Milde nur ab, — im Herzen mußte er voll Gram und Sorge und Bitterkeit sein. Er, wie kein andrer Prediger weit und breit, verstand es ja, seinem Glauben das Schönste, Trostvollste zu entnehmen, wenn er davon zu Menschen sprach, — damit zu beschenken und zu bereichern, wo er nur konnte. Mußte es ihm nicht unerträglich erscheinen, grade Kurt, seinen Knaben, seinen Liebling, ausgeschlossen zu sehen von seinen Gaben? Kurt kam es vor, als habe er gradezu zum Vater gesagt: „Was soll mir fortan dein Plunder!"

Bei dieser Vorstellung stiegen ihm Thränen ins Auge. Zornig ballte er die Hände gegen sich selbst, und unwillkürlich trieb es ihn zu des Vaters Stube zurück. Er mußte ihn sehen, ihm noch etwas sagen, — irgend etwas . . .

Die Gangthür zum Studierzimmer war offen geblieben. Der Pastor stand noch am Tisch, dem Knaben das Profil zukehrend. Er hörte, wie Kurt auf die Schwelle trat, und wandte sich um.

Aber Kurt hatte nur einen Augenblick lang auf der Schwelle gestanden, — dann ging er langsam an der Thür vorüber. — — —

Eine eigentümliche Bestürzung hielt ihn in Bann,

in der Brust ein Gefühl von fast schmerzhafter Beklemmung. Beinahe war ihm, als habe er dort, zwischen Schreibtisch und Glasthür, ein Gespenst gesehen.

Und doch war es nichts so schreckliches.

Nur ein Lächeln sah er. — —

Ein liebevolles und gütiges Lächeln. Aber an Stelle der Herzensbetrübnis war es ein Lächeln — —.

II.

Da, wo die für städtische Sommergäste erbauten Häuser sich schon der Dorfgrenze näherten, saß auf dem schmalen Balkon eines ersten Stockwerks in bequemem Lehnsessel ein alter Herr. Neben dem Hause befand sich ein großer lattenumzäunter Bauplatz und dahinter lief bereits die Chaussee der Stadt zu, deren Bild, schattenhaft und dunstumwölkt, am Horizont sichtbar wurde.

Mit einem höchst verdrossenen Ausdruck im Gesicht blickte der alte Herr über die kahlen Stoppelfelder hin, als ärgere er sich darüber, daß an dieser flachen, dürftigen Gegend so absolut gar nichts Erfreuliches zu sehen war, als allenfalls die herbstlich gefärbten kräftigen Eichbäume, die zu beiden Seiten der Chaussee standen und grade vor seinem Hause ihre lange Linie begannen, um dann, immer kleiner und kleiner werdend, sich in der Nebelferne zu verlieren.

Er war bis über die Knie in eine blaugestreifte wollene Fußdecke eingewickelt, und ein seidenes Halstuch schützte ihm den Nacken vor dem kaum merklichen Luftzug, der vorüberstrich. Auf dem Kopf trug er eine kleine gefütterte Kappe, unter der eisgraues Haar hervorschaute, das, sorg-

fältig vornübergekämmt, in langen, spärlichen Strähnen um seine eingesunkenen Schläfen geordnet lag.

Wie er so dasaß in der matten Nachmittagssonne, und die dürren Blätter ihm über den braunen Mantel und über die Hände in den roten Pulswärmern fielen, erschien er selber den verwitterten Herbstblättern ähnlich. Aber um so eigentümlicher wirkte seine ängstliche Vorsicht, sich vor aller Unbill des Herbstes und Alters zu schützen, inmitten der feierlichen Hingebung, womit die Natur um ihn so lautlos welkte und starb.

In sein verdrießliches Brüten hinein erscholl eine aufmunternde Stimme von unten: „Herr Justus Steiner! Wissen Sie es schon? Der Kurt ist zurück! Er ist grad gesehen worden, wie er mit einem Freunde durchs Dorf kam."

Der alte Kopf in der Kappe beugte sich hastig über das Gitterwerk des Balkons.

Unten stand sein Wirt, der Besitzer des Käse- und Wurstladens parterre, und schaute zu ihm hinauf. Die Hände hatte er gleich einem Schallrohr an seinen Mund gelegt.

„Kurt? Schon heute? Nein, ich wußt' es nicht!"

Sein Gesicht war ganz hell geworden, es sah in der Freude ordentlich verjüngt aus.

„Ein Glück, daß man den Jungen wieder hat, — wahrhaftig ein Glück! Wenigstens hat es sich gelohnt, mit dem Umzug in die Winterwohnung auf ihn zu warten! Wenigstens brauche ich jetzt nicht abends in der Dunkelheit allein aus der Pfarre nach Hause zu trotteln."

Er gähnte geräuschvoll und versank in sein früheres Hinbrüten.

Wenn er jetzt daran dachte, daß Kurts Adoption im Pfarrhaus ihn einst jahrelang daraus vertrieben hatte! Denn Kurt war ein laut schreiender Säugling gewesen und durchaus kein geeigneter Hausgenosse für jemand, der, wie Justus, gewohnt war, alljährlich in der größten Ruhe und Bequemlichkeit seine Karlsbader Kur beim Universitätsfreunde zu absolvieren. Auch die beiden Frauen des Hauses, sowohl des Pastors erst vor einem Jahre verstorbene Mutter als auch Tante Babette, protestierten gegen den kleinen Eindringling. Aber alle drei richteten diesmal gegen den sanften Pastor nichts aus: die Mutter wurde gewaltsam zur Großmutter gemacht und Babette zur Pflegemama.

Da rückte Justus aus, nicht gewillt, von nun an die zweite Geige und die zweite Wärterin im Pfarrhause zu spielen. Er blieb jahrelang auf Reisen, — in Luxusbädern, in Weltstädten, im Auslande. Seine Mittel erlaubten ihm das angenehmste Leben, und er machte den wagehalsigen Versuch, noch einmal jung zu sein. Aber das bekam ihm äußerst schlecht. Er wurde krank; die ansehnliche Leibesfülle, die er um das fünfzigste Jahr angesetzt hatte, schwand rasch und unvermittelt und hinterließ auf einmal jene betrübend große Menge von Falten und Fältchen, die ihn noch heute erbittern konnte. Nun wählte er statt der Luxusbäder wirksame Kurorte, unter den Städten solche, deren Aerzte berühmt waren. Des Morgens, beim Ordnen von Haar und Halsbinde, kniff er die Augen unwillkürlich ein wenig zusammen, wenn er in den Spiegel sah, und als der Herbst kam, entschloß er sich nach dem Süden zu gehn und so auch dem großen

Spiegel zu entlaufen, den ihm im Norden der sterbende Sommer vorhielt.

Aber wider das Alter gab es keinen Kurort, keinen Arzt, keinen Süden. Es schlich ihm nach, dicht auf den Fersen.

Und da, weiß Gott wie, mitten im Sonnenschein Roms, packte ihn plötzlich die Sehnsucht, — eine seltsame, eine unwiderstehliche Sehnsucht. Und eines Tages, so recht in der unwirtlichsten Jahreszeit, setzte er sich in den Schnellzug und reiste, ohne sich aufzuhalten, nordwärts.

Pastor Arnsfeldt schien nicht übermäßig überrascht, als er ihn an einem Vormittag, in Pelzwerk eingehüllt, aus dem Wagen steigen sah, — sehr gealtert, sehr mürrisch, das Gesicht in hundert Falten gezogen, aber die Taschen vollgestopft mit Süßigkeiten für den Jungen.

„Denn jetzt muß man dem Balg wohl schmeicheln, wenn man hier gut behandelt sein will!" meinte Justus verächtlich.

Der Kleine saß grade bei seiner Milchsuppe. Er saß auf des Pastors Knieen, und dieser schob immer einen Löffel in den Kindermund, und dann einen in seinen eigenen.

„Verzeih, daß ich nicht aufstehe," sagte er, „aber er schreit so, wenn er sich nicht davon überzeugen kann, daß ich seinen Brei auch wirklich mitesse."

Und wieder neigten sich die beiden Köpfe gegeneinander über der dampfenden Schüssel, das faltige, lächelnde alte Gesicht und das kleine ernsthafte, rotbäckige Antlitz mit dem weit und gierig geöffneten Mäulchen und dem mißtrauischen Seitenblick, ob der große Mund auch mitthue.

Der neu angekommene Onkel stand erstarrt.

„Nein, — das muß ich sagen, — da hört doch die Weltgeschichte auf! Ich würde mich an deiner Stelle doch schämen, die traurige Verschlingung des letzten, zahnlosen Alters mit der ersten Kindheit so vor der Zeit zu illustrieren! Milchbrei essen! Jetzt sollst du mal sehen, daß man diesen jungen Herrn zu sich emporheben kann, anstatt so tief zu ihm hinabzusteigen.

Und die Taschen seines Rockes durchwühlend, holte er aus einer appetitlichen Düte das größte Stück heraus und hielt es lockend dem Knaben hin.

Der griff auch sofort zu und umklammerte es fest, bis es zwischen seinen Fingern warm und klebrig wurde. Aber mit der andern Hand hielt er den Pflegevater fest, bis dieser den letzten Löffel mit ihm geteilt hatte.

Trotzdem konnte man dies als einen ersten Erfolg des neuen Onkels verzeichnen, und von nun an gab es oft Süßigkeiten, denn: „der Bengel hat ja einen unverwüstlichen Magen," sagte Justus neidisch.

Dann mußte Kurt auf seinen Knieen reiten und „Onkel" sagen. Und nachdem auch dies geraume Zeit hindurch mit immer gleichem Vergnügen geübt worden war, stellte er eines Tages den kleinen Kurt grade vor sich hin, zwischen seine Kniee, räusperte sich und sagte mit plötzlichem Herzklopfen: „Junge! ich will dich mal was fragen!"

Der Kleine blickte neugierig, mit vollen Backen, auf, denn für alle Fälle hatte Onkel Justus ihm zuvor ein Bonbon hineingeschoben.

„Hast du mich lieb?"

Kurt nickte herablassend, ohne sich im Lutschen stören zu lassen.

„Warum hast du mich lieb? Weil ich dir Süßes schenke?“ fragte Onkel Justus tiefer dringend, denn er wollte um seiner selbst willen geliebt sein.

Kurt schüttelte stumm den blonden Krauskopf und sog eifrig weiter.

Onkel Justus' kurzer Geduldsfaden riß.

„Warum denn, zum Henker, hast du mich lieb?!“

Der Junge schob vorsichtig sein Bonbon in die andre Backenseite, und während er den Onkel aus seinen braunen Augen freundlich ansah, sagte er mühsam: „Weil du schon so alt bist.“

„Weil ich alt bin!“ wiederholte Justus kühl und ließ ihn los, „warum hast du denn grade die Alten lieb?“

Jetzt traf ihn ein erstaunter Blick ob seiner einfältigen Frage. Das Bonbon war glücklich klein geschmolzen, und Kurts Stimme klang hell und herzlich, als er erklärte: „Weil ja Vater alt ist!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Weil ja Vater alt ist.“

In seiner einsamen Träumerei auf dem Balkon sind Justus die Worte halblaut entschlüpft. Er fährt aus seinem Brüten auf, die alten Erinnerungsbilder verblassen und weichen zurück; er findet sich allein, in der beginnenden Dämmerung.

Eine Wolkenschicht hat sich vor den tiefstehenden Sonnenball gelagert, und auf den Feldern ruhen mattviolette Schleier. Die Wolkenschicht sieht seltsam aus, wie ein langer flatternder Mantel, — einem ungeheuren

Geistermantel sieht sie gleich, faltig, blaßgrau, — und jetzt berührt er den Horizont und färbt sich langsam mit einem fernhin leuchtenden scharlachroten Saume.

Kalt weht es über die Ebene. Der Alte fröstelt, faßt nach der gestrickten Fußdecke und betastet sie prüfend. Sie ist schon feucht geworden von der Herbstluft draußen. Das kommt davon, wenn man die langen, — entsetzlich langen Abende so allein für sich versitzt, gezwungen, sich selbst Konversation vorzumachen.

Nein, es ist nichts damit, sich selbst seine alten Geschichten vorzuerzählen! Und er erzählt sie doch so gern! Entfährt ihm aber dabei einmal ein lautes Wort, wie eben jetzt, und sieht er sich erstaunt nach dem Zuhörer um, so schauen ihn in seinem Zimmer höchstens diese unangenehmen fremden Familienporträts von der Wand herab an, — diese aufdringlichen Physiognomien, die ihn mit ihrem stereotypen Lächeln zu höhnen scheinen. Wie oft schon hat er die Wirtin ersucht, sie wegzunehmen, — wenigstens das alberne Bild, worauf sie selbst als Braut sitzt, und die Gruppe ihrer Kinder.

Onkel Justus wickelt sich aus seiner Decke und geht schwerfällig ins Zimmer hinein.

Ja, Gott sei dank, daß ihn jetzt wieder Kurts helle Diskantstimme unterbrechen wird, — ungeduldig und neugierig und nach mehr verlangend! Denn wißbegierig ist der Junge von klein auf gewesen, wie alle Kinder, die zwischen alten Leuten aufwachsen müssen. Und das war ein rechtes Glück für Onkel Justus. Denn der Pastor ging nicht darauf ein, — der teilte wohl willig Kurts Spiele und Kinderthorheiten, aber von seiner Altersweis-

heit schwieg er ihm und wies ihn von sich fort, auf die Jugend.

Onkel Justus profitierte davon: er öffnete vor Kurt sozusagen alle Taschen. Mochte der Pastor aus pädagogischen Gründen immerhin den Milchbrei auslöffeln, — er war mehr für das Locken mit Bonbons jeder Sorte. Es war auch am besten so. Denn solange Onkel Justus es verstand, Kurts Spannung und Neugier wachzurufen, vertrugen sie sich vortrefflich, mischte er sich aber je in Kurts eigne Ideen, Pläne und Spiele, so gab es regelmäßig Zwist.

Wie traulich mochten sie jetzt in der Pfarre zusammensitzen! Und was für gute Dinge die Babette gewiß noch ganz schnell zum Nachtmahl erfinden würde! Höchst wahrscheinlich sehnten sie sich aber heute gar nicht nach einem Gast.

Onkel Justus ging im Zimmer auf und ab und warf feindselige Blicke auf die roten Ripsmöbel mit ihren weißgehäkelten Schutzdecken an allen Ecken und Enden. Wie steif und unwohnlich war das alles!

Und plötzlich griff er mit einem energischen Ruck nach der von ihm unzertrennlichen Fußdecke und nach seinem Stock.

„Ansehen muß ich mir den Trubel doch!“ murmelte er, „— und, übrigens, meinen Spaziergang vor dem Essen muß ich so wie so machen.“

* * *

Als Justus auf der dämmerigen Dorfstraße an den Platz am Wassertümpel gelangte, sah er aus dem Wirts-

lokal „Zum guten Hirten“ einen halberwachsenen Knaben heraustreten und auf sich zukommen.

„Arthur Günther!“ rief er ihn an und streckte ihm die Hand entgegen, „sind Sie in unserm Dorf? Sie sind es wohl, der Kurt hierher begleitet hat?“

„Ja,“ entgegnete der Angeredete, indem er ihn begrüßte, „ich kam mit Kurt, und dann sah ich mir noch eine Taufe an, die Pastor Arnsfeldt in der Kirche vollzog, und wollte jetzt heimgehn.“

„Warum heim? den entsetzlich langen Weg? Kommen Sie doch mit ins Pfarrhaus zum Abendbrot. Ich absolviere nur vorher meinen mir vorgeschriebenen Spaziergang.“

„Ach nein, heute möcht ich dort nicht stören. Ich habe versprochen, morgen abend zu kommen, um dort zu übernachten. Auch habe ich soeben schon im Wirtshaus gegessen. Aber ich begleite Sie gern ein Stück, wenn Sie erlauben,“ versetzte Arthur Günther höflich.

Onkel Justus betrachtete ihn mit Wohlgefallen durch seine Brille. Jemand, der ihn unterhielt, konnte ihm gut passen, und er mochte Kurts Freund gern leiden.

„Sehr schön. Es ist gemütlicher zu zweien,“ bemerkte er leutselig, und setzte sich gemächlich in Bewegung.

Aber Arthur schien nicht besonders unterhaltsam zu sein. Er erbat sich nur die Fußdecke, warf sie sich über die Schulter und ging schweigend weiter.

Onkel Justus gähnte in seiner geräuschvollen Weise und blieb stehn.

„Sie sind ja verdammt redselig!“ entfuhr es ihm im Ton bitterer Enttäuschung.

Arthur wurde verlegen.

„Entschuldigen Sie es, bitte," sagte er etwas betreten, „ich dachte eben noch grade über all das nach, was mir vorhin der Wirt drinnen erzählt hat, als ich beim Bier bei ihm saß. Vom Pastor Arnsfeldt, und warum ihn die Leute den ‚Himmelsprediger' nennen, — weil er ihnen das ewige Leben und einen künftigen Ausgleich aller Schmerzen so gewiß zu machen versteht — und so weiter."

„Warum interessiert Sie denn das so sehr?" fragte der Alte malitiös, „hoffentlich leiden Sie doch nicht an Himmelssehnsucht?"

Arthur mußte lachen.

„Nein. Aber es interessiert mich, weil ich selbst wahrscheinlich Theologe werde."

„Was Tausend! Das wollen Sie also?"

„Ich will nicht, aber ich soll," entgegnete Arthur kleinlaut, „meine Eltern wollen es. Leider habe ich einen Onkel, der Superintendent ist."

„Was für das Fortkommen junger Leute förderlich sein soll," ergänzte Justus stumm, laut aber fügte er hinzu: „Ja, ja! So hat schließlich auch die liebe Jugend ihre Sorgen. Freilich, wenn man später darauf zurückblickt, erscheinen einem auch die größten unter ihnen wie diese Maulwurfshügel da."

Er wies mit dem Stock auf das offene Feld hin, auf das sie hinausgetreten waren. Ein lehmiger Fußpfad wand sich hier aus dem Dorf ins Freie und führte auf einem Umweg zur Pfarre.

„Es ist schrecklich, daß es überhaupt Sorgen gibt," bemerkte Arthur treuherzig, „wenn man die eine los ist,

muß man sich immer ängstigen, daß vielleicht noch eine andre kommt."

„Ja, die größte kommt noch, verlassen Sie sich drauf," bestätigte der Alte hoffnungsvoll.

„Die größte? welche?" fragte Arthur, unangenehm berührt.

„Welche? Je nun, das ist bei den Menschen verschieden."

„Aber welche kam Ihnen als die größte vor?"

„Mir?" Der Alte kramte einen Augenblick lang in seinen Erinnerungen, dann erwiderte er langsam: „Die Gewißheit, daß wir sterben müssen."

„— Wie —?!"

Arthur war unwillkürlich stehn geblieben.

„Ja, genau wie ich sage. Sie meinen wohl, diese Gewißheit braucht nicht erst zu kommen? Aber das ist ein Irrtum. Sie kommt sogar meistens recht spät, nach vielerlei Hoffnungen, Plänen und Wünschen, die wir alle wie in eine Ewigkeit hineinbauen: immer noch in einem zwar uneingestandenen, aber zähen, seltsamen Aberglauben befangen, das Leben müsse es mit uns sicherlich irgendwie anders machen, als mit allen andern Menschen."

„Und so ganz mit einemmal sollte diese Gewißheit kommen? Sozusagen an einem bestimmten Tage?"

„Ueber mich kam sie so. Noch dazu an einem höchst wunderlichen Ort. Nämlich im Theater."

„Im Theater?" wiederholte Arthur gedehnt und ungläubig, „aber doch nicht von der Bühne?"

„Grade von der Bühne. Ich kam von einem vortrefflichen Diner, sehr gut aufgelegt, sehr heiter. Ich saß

da und besah mir das Publikum durchs Opernglas. Nach dem Theater wollte ich mit ein paar guten Freunden und mit einer allerliebsten kleinen Person, die zur Truppe gehörte, soupieren. Um ihretwillen war ich da. Es wurde in vorzüglicher Ausstattung das Zauberspiel von Ferdinand Raimund: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" gegeben. Darin gibt es eine sehr wirkungsvolle Scene, wo sie die Jugend darzustellen hatte, — aber grade da geschah's, — — daß ich gepackt wurde wie von einer eiskalten Zange."

Justus verstummte einen Augenblick und fuhr dann leiser fort: „Die Jugend kommt herein und nimmt vom alternden Mann Abschied, — singend thut sie es, dem Alter Platz zu machen, das grämlich ein Süppchen vor ihn hinstellt und durch eine einzige Bewegung sein Haar ergrauen läßt. — Ich meine, ich höre die Verse noch immer im Ohr klingen, wie sie die Kleine mit ihrer herzbewegenden Stimme sang:

„Brüderlein fein,
Brüderlein fein,
Heute muß —
Geschieden sein!"

Ich saß da, unter dem heißen Glanz der Kronleuchter, in der geputzten, vergnügten Menschenmenge, — und alles was mich umgab, kam mir seltsam vor, wie eine unwirkliche Welt von Masken, — wahr und wesenhaft nur, was dort auf der Bühne vor sich ging. Ich saß da, die Augen auf den niedersinkenden Vorhang gerichtet, — und ängstigte mich davor, daß er wieder hochgehen könnte, daß noch einmal von der Scheinwelt der Bühne herab eine

so fürchterliche, nackte Wahrheit kommen und sich neben mich in den roten Samtsessel setzen könnte. Wie lange ich so dasaß, weiß ich nicht. Aber soupieren bin ich nicht gegangen."

Arthur hatte mit großer Spannung zugehört. Jetzt sagte er: „Und diesen Theatereindruck, sind Sie ihn nicht wieder losgeworden?"

„Mensch! es war kein Theatereindruck! Nein, er hat mich nie wieder ganz losgelassen. Jene Verse verklangen nie wieder ganz. Sie wurden wohl hie und da übertönt, aber dann kamen sie wieder hervor — in tausend — in den verschiedenartigsten kleinen Momenten des Lebens. Bald wehmütig und mitleidig, bald höhnisch kichernd, bald laut und schrill, bald nur ganz leise flüsternd, wie mit erstickter Stimme, — wie in einem Todesröcheln," setzte er kaum hörbar hinzu und fröstelte zusammen.

Arthur wurde ziemlich unheimlich zu Mute, wie sie so durch die Dämmerung den gewundenen Feldweg zurückschritten.

„Glauben Sie denn, daß jeder notwendig so was erleben muß?" fragte er beklommen.

„So notwendig wie die Masern!" behauptete der Alte beinahe schadenfroh, „obgleich es ja bei andern natürlich auch anders vor sich gehen kann, je nach Schicksal und Temperament. Aber warum sollte ich allein es so unangenehm gehabt haben? — Mancher lernt vielleicht den Tod erst percipieren am Sterbebett eines Menschen, den er geliebt hat wie einen Teil seiner selbst. Möglich, daß das wohlthuendere Schmerzen sind. Die Sehnsucht nach dem Toten mildert vielleicht das Entsetzen vor dem

Tode. Ein Klang von Heimweh mag sich dann in die schlimmen Verse mischen. — — — Auf diese Weise können einem noch die eignen Freunde eine Art von Wohlthat durch ihr Sterben erweisen!" fügte Justus in mißlungenem Scherzton hinzu, und schritt schneller aus.

Arthur fuhr schreckhaft zusammen, weil vom niedrigen Weidengestrüpp am Wege ein langer Ast seine Schulter berührte und sich in der Fußdecke verfing.

„Wie unheimlich sind diese Vorstellungen," sagte er und ihn überlief ein Frösteln.

„Jawohl sind sie das," versetzte der Alte und nickte, „schon im Verlaufe des Lebens wird so vieles in uns platt und flach und bequemt sich dem Alltäglichsten, dem Gemeinsten an. Aber im Todesgrauen erst, da verlieren wir unsre letzte Tapferkeit, unsre letzte Menschenwürde. Das Innerste in uns versteckt sich in Furcht und Feigheit, und so, in den hintersten Winkel gedrückt, werden wir meuchlings ermordet."

Die Stimme des Alten hatte sich verändert, während er sprach, seine spöttische Art hatte sich verloren. Es war, als rede er aus den geheimsten Erfahrungen seines Alters heraus — zu einem gut disponierten Jünger, — als seien sie sich plötzlich ganz nahe getreten, ohne es zu wissen, der Alte und der Junge. Von nun an schwiegen sie.

Kurz ehe sie die Pfarre erreichten, blieb Arthur stehn und reichte ihm die Hand.

„Ich muß hier auf den Hauptweg zurück," sagte er, „also auf Wiedersehen in diesen Tagen. Und haben Sie vielen Dank."

„Auf Wiedersehen," versetzte der Alte, der in der

zunehmenden Dunkelheit Arthurs Gestalt kaum noch zu unterscheiden vermochte; er wachte durch den unerwarteten Abschied aus seinen Gedanken auf, und wollte noch schnell irgend etwas Freundliches und Erbauliches hinzufügen.

Aber ehe er sich darauf besann, schien Arthur in der dichten Dämmerung wie verschwunden. Beinahe hätt er die Leere angesprochen.

Justus sah ihm etwas verblüfft nach.

„Das ging ja so merkwürdig schnell zum Schluß," dachte er, „wollte er mich Unglücksraben los sein? Aber er hat sich doch so heftig bedankt."

Da bemerkte er, daß Arthur mitsamt seiner Decke davongegangen war. Er schüttelte den Kopf und lauschte noch einmal in das Dunkel.

„Recht nett ist er doch übrigens. Eigentlich noch netter als Kurt, — nicht so vorlaut. Nur hätt er nicht mit der Decke fortzurennen brauchen."

Damit wandte er sich der Hausthür des Pfarrhauses zu, die in den Hof ging. Im Querbau daneben brannte eine Zinnlampe hinter dem Küchenfenster, und ein paar einladend garnierte Schüsseln wurden sichtbar. Die Vorstellung von dem, was da drinnen angerichtet wurde, stieg tröstend in Onkel Justus' umdüsterter Seele auf. Ohne daß er es beabsichtigte, klirrte bei seinem Hereinspähen sein Stock an das Fenster.

Sofort wurde es von innen aufgestoßen; Babette beugte sich vorsichtig hinaus und rief zusammenschreckend: „He! Sie da! was wollen Sie?"

„Eigentlich wollte ich zu Abend essen!" entgegnete er kleinlaut.

Sie lachte.

„Ach so! Sie sind es. Im Dunkeln, in Ihrer Vermummung, kamen Sie mir vor wie ein Einbrecher. Kommen Sie nur herein, ich öffne. Wir essen gleich."

„Gott sei Dank!" sagte er und trat ein.

Wie sie aber hinter ihm die Hausthür schloß, murmelte sie vor sich hin: „Immer wie auf der Lauer hinter Fenstern und Thüren!" —

Als sie ihren Platz am Tisch einnahm, saßen alle drei schon in fröhlicher Unterhaltung daran.

„Na, also willkommen zu Hause, willkommen," bemerkte Justus und trank Kurt zu, „obschon es ein ominöser Tag zum heimkehren ist, der Freitag."

„Etwas Ominöses mußt du gleich herausfinden," versetzte der Pastor lächelnd, „für uns ist es Sonntag."

„Ja, es scheint so," erwiderte der Alte und wies auf einen stattlichen Edelweißstrauß, der vor Babettens Teller prangte; Kurt hatte ihn ihr aus ihrer Schweizer Heimat mitgebracht; „nun ich hoffe, daß du recht viel gescheiter geworden bist in diesem Jahr, auf daß wir Freude an dir erleben, mein Junge."

„Und ich hoffe, daß auch du dich recht gebessert hast, Onkel Justus, auf daß du nicht mehr so höhnst und spottest," antwortete er kampflustig.

„Mit Recht thu ich das. Es ist besser, ich thu's, als daß die unbarmherzige Wirklichkeit einmal über deine grünen Illusionen kommt und ihnen den Kopf abhaut, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

„Ach, das schadet gar nichts, will ich dir sagen," erklärte Kurt sorglos; „weißt du nicht, wie das ist, wenn

man einem Baum den Kopf abhaut? Der sproßt aus seiner Wurzel immer frisch nach."

Ueber Pastor Arnsfeldts Gesicht ging ein Lächeln, seine Augen waren voll von einer innern Freude. Und jetzt sah man, wie stark die energische Profillinie seines Kopfes zu dem sanften Ausdruck des Mundes und der Augen in Widerspruch stand.

„Bist du aber geistreich geworden, du Dummbart," spottete Onkel Justus, „nur paßt der Vergleich mit den Baumkronen nicht. Jawohl, — Krone und Wurzel! Aber nehmen wir richtiger an: eine Zahnkrone. Die Wurzel bleibt, wenn die Krone auch längst abgebrochen ist, — leider, — denn was da immer wieder frisch herauskommt, sind eitel Schmerzen, fatale Erinnerungen an die Krone, die mal drauf gesessen hat. Sei versichert: der Mund wie das Leben des Alters sind voll von solchen Erinnerungen."

Babette hob den Kopf und warf dem Sprecher einen mißbilligenden Blick zu. Sie beteiligte sich fast nie am Tischgespräch, denn sie war im Lauf der Jahre auf einem Ohr taub geworden, und es machte ihr Mühe, durcheinander redenden Stimmen zu folgen. Nur in der Einzelunterhaltung mit den paar Menschen ihrer täglichen Umgebung nahm sie den leisesten Ton wahr, denn sie las ihn von den Lippen.

Wie sie jetzt Justus anblickte, hatten ihre großen grauen Augen einen schwermütigen Ausdruck. Bei allem Tadeln seiner Worte lag in ihnen etwas wie ein ganz leises, widerstrebendes: „Ja! so ist es!"

„Pfui!" rief Kurt, „pfui, Onkel Justus. Wenn das

Leben überhaupt nur ein bißchen so wäre, wie du es immer ausmalst, weißt du, was dann wäre? Kein tüchtiger Kerl würd es leben."

„Dafür gibt es einen bösen Grund, daß die tüchtigen Kerle das thun," versetzte Justus gemütlich, denn ein solcher Wortwechsel vor den Ohren des Pastors kitzelte ihn wie nichts andres; „ich will dir verraten, was das Allerabscheulichste am Leben ist: nicht seine Wertlosigkeit, sondern daß, je wertloser es wird, je älter, morscher, ärmer an aller Freude man wird, desto furchtbarer und unerbittlicher die Lebensgewohnheit zunimmt. Es ist grade der letzte, schalste, abgestandene Rest, woran man am gierigsten saugt, — ja, geizig saugt, voll Angst, er möchte zu schnell aufgebraucht werden."

Kurt schüttelte den Kopf.

„Thät ich nicht. Schon Cicero sagt: ‚Wenn einem das Leben zur Last wird, so besteht die wahre Seelengröße darin, es abzukürzen.'"

„Sehr gut deine Schulweisheit citiert!" lobte Onkel Justus, und legte bedächtig Messer und Gabel nieder, während der Pastor sich schon erhob, vielleicht um das Gespräch zu beenden; „ich aber sage dir trotz Cicero: auch du wirst noch die Stunde kennen lernen, wo du über jeden Verlust — über jeden — hinwegkommst, — um nur zu leben."

Kurts Gesicht wurde plötzlich dunkelrot. Irgend ein Gedanke, von dem die andern nicht wußten, mochte ihm durchs Herz gehn. Er sprang vom Stuhl auf und rief heftig: „Nein! Nie!"

Er sah in diesem Augenblick bildhübsch aus, wie er

so dastand mit dem Zug von Trotz um den weichen Mund und unter dem kurzen blonden Haar die ehrlichen, entschlossenen Augen. Unwillkürlich blickten alle auf ihn; Babette etwas erschrocken, der Pastor ruhig und aufmerksam, Onkel Justus mit behaglichem Wohlgefallen, denn er fand, daß der Enthusiasmus den Jungen vortrefflich kleide. Und das, fand er, konnte mitunter von entscheidender Wichtigkeit werden fürs ganze Leben.

Als Kurt die Augen aller auf sich gerichtet fühlte, wurde er verlegen, er errötete noch mehr, fügte aber schnell und bestimmt hinzu: „Ich habe doch recht!"

„Gewiß hast du recht," bestätigte Pastor Arnsfeldt lächelnd, „das wäre mir auch eine schöne Jugend, die sich einen solchen Onkel Justus gefallen ließe!"

Nach seiner Gewohnheit verweilte er nun nicht länger beim beendeten Nachtmahl, sondern legte den Arm um Kurts Schultern und ging mit ihm hinüber in sein Arbeitszimmer.

So schnell konnte Onkel Justus sich nicht fortfinden. Er blieb am Tisch stehn und guckte von oben her noch einmal prüfend in die halbgeleerten Schüsseln. Er hatte gar zu gern einen solchen stillen Rückblick und Ueberblick über das Genossene, indem er ihm hie und da noch ein Häppchen hinzufügte und sich in diesem beschaulichen Näscheln Rechenschaft über das Ganze und seine voraussichtliche Wirkung ablegte.

Babette trug leise die Teller ab und zu, ohne darauf zu achten, denn sie hatte diese Gewohnheit nicht gern. Justus aß laut, wie er laut gähnte und sich räusperte. Und obgleich sie es mit dem Gehör nicht mehr vernahm,

so erregte es doch in ihr ein fast physisches Mißbehagen. Viel früher, in seiner Jugend, kannte sie ganz andre Manieren an ihm, denn da war er noch der flotte Lebemann und Weltmann gewesen. Aber mit dem Aufgeben des gesellschaftlichen Zwanges waren Justus sofort alle seine kleinen Menschlichkeiten wieder gekommen.

Nach einer langen Pause bemerkte er: „Ich weiß schon, was Sie meinen, Babette. Ich sah vorhin bei Tisch Ihren tadelnden Blick. Sie meinen: ich hätte vor Kurt nicht so reden sollen, nicht wahr?“

Sie stand ihm gegenüber am Tisch und sammelte Reste von Gebäck und Brotkrumen in einen kleinen irdenen Teller.

„Vor Kurt? O nein. Ich meinte: überhaupt nicht.“

„Aber wieso denn? Soll man nicht aussprechen, was man denkt?“

„Nicht alles. Nicht alle Ueberzeugungen braucht man so laut zu proklamieren,“ versetzte sie, ihre Krumen zerbröckelnd.

„Nun, das dürfte schwerlich Kurts Ansicht von der Sache sein, — der ist fürs Proklamieren,“ bemerkte er in verhaltenem Ton, — „aber vielleicht ist es unsres Pastors Ansicht?“

Sie that, als höre sie nicht. Doch sah sie ihn an, so von unten herauf, wie es ihre Art war, und wodurch ihre Grauaugen mitunter so merkwürdig ahnungsvoll und wissend blicken konnten, wie wenn sie mehr durchschaue, als gewöhnliche Menschen vermuten können. Ihre schmale, magere und im Alter noch mehr zusammengeschrumpfte Gestalt mit dem schweren weißen Haar über

der Stirn erhielt in solchen Momenten etwas Sibyllenhaftes.

Darauf sagte sie: „Wenn das, was ganz tief, — zu unterst — auf dem Grunde der Seele liegt, eine so häßliche Wahrheit ist, dann, dünkt mich, sollte man sie so wenig entblößen dürfen, wie eine Wunde, und jedem danken, der sie zuzudecken weiß.“

Damit ergriff Babette ihren Brotteller und ließ Justus bei seiner Näschelei allein. —

* * *

Als Babette nach geraumer Zeit aus der Küche in ihre danebengelegene Stube kam, fand sie Kurt dort beschäftigt, den Edelweißstrauß in ihren Vasen unterzubringen. Beim Eintreten schlug ihr ein feiner warmer Duft entgegen, — der Duft nach Blumen und Pfefferkuchen, der hier immer herrschte, nach den flachen braunen Baseler Leckerli, die Babette selbst zu backen verstand.

Als Kurt ein kleiner Junge war, behauptete er nicht mit Unrecht, bei ihr dufte es nach immerwährendem Geburtstag.

Im übrigen war diese Stube die prosaischeste im ganzen Hause, denn ihr einziges Fenster ging unmittelbar auf den Hofwinkel mit dem Brunnen und der Hundehütte. Im Fenster aber stand ein Kasten mit üppig blühenden Resedas zwischen zwei stämmigen Epheustöcken, deren Ranken sich in dichtem dunkelblätterigem Kranz um die oberen Scheiben schlangen. Und wer auf dem Sessel daneben saß, der erblickte, quer über den Hofwinkel hinweg, noch eine andre Aussicht: wie ein klar hervortretendes

Bild in einem Epheurahmen wurde von hier ein Teil des gegenüberliegenden Arbeitszimmers sichtbar, — des Pastors Seitenfenster mit seinem Schreibtisch und dem Lehnstuhl davor.

Babette setzte den Teller mit Brotresten auf den Tisch nieder und begann die angefeuchteten Krumen auf das Gesims vor dem Fenster zu streuen.

„Fütterst du wirklich noch immer die kleinen Freßbälge?" fragte Kurt. „Verdienen thun sie's nicht. Die Spatzen fügen uns ja nur Schaden zu."

„Ach, Kind, Vogel ist Vogel, was den Hunger anbelangt. Und hier an meinem Fenster nehm ich mir die Freiheit, mich um Verdienst oder Nichtverdienst nicht zu kümmern."

Kurt stand an der dickbäuchigen altmodischen Kommode, auf der er seinen Edelweißstrauß in zwei Glaskelche verteilt hatte, und betrachtete zerstreut die Photographien von Schweizer Landschaften, die, umgeben von gepreßtem Enzian und Gemsbart, an der Wand hingen. Darüber befand sich ein geschnitzter Spruchkasten mit Bibelworten. Es waren zweiundfünfzig Sprüche darin, für jede Woche des Jahres einer, aber trotzdem ließ Babette jahraus, jahrein immer denselben heraushängen: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

„Den habe ich schon als kleiner Junge immer buchstabiert," sagte Kurt, und plötzlich kam er zu ihr an den Fenstersessel, auf den sie sich müde niedergelassen hatte, beugte sich über ihre Hände und küßte sie. „Ach, Tante Babette, wie traulich ist es, das alles wiederzusehen! Ich

habe tüchtig an Heimweh gelitten, das kannst du glauben! Ich kam mir vor wie einer, der aus Schlaraffenland kommt und in ein ganz gewöhnliches Land gerät, wo jeder Bissen was kostet. — Da hab ich oft gedacht, Tante Babette, — wenn ich euch nicht hätte, — bei meinen wahren Eltern wär ich wohl genügsamer geworden."

„O Kind! Das sollst du nicht sagen! Deine Mutter hätte dich über alles geliebt."

„Ja, so redet ihr immer von — von meinen Eltern, aber, siehst du, — ich weiß ja doch mehr, als ihr mir sagt, — und das wollte ich dir nur sagen: macht mir nichts vor! um Gottes willen nicht! Nichts mir vorlügen, bloß damit ich meine Mutter verehren soll! Das ist mir zuwider. Unsäglich zuwider! Auch wenn's die Mutter ist."

Er hatte die Stirn zusammengezogen und seine Stimme vibrierte.

„Still! still!" sagte sie erschrocken und legte ihm die Hand auf den Arm, „du darfst nicht so sprechen! Aber grade so war sie auch. Grade so! Rasch schwärmen und rasch verurteilen, — all die Glut und Ungeduld und Unvernunft, die hast du von ihr."

Kurt blieb am Fenster stehn und sah sie nicht an.

„Ich weiß," bemerkte er nach einer Pause leiser, „daß ich ein uneheliches Kind bin. Daß sie von ihren Eltern fortgelaufen ist — für meinen Vater, — daß mein Vater nicht der große Künstler geworden ist, für den sie ihn hielt, daß er liederlich wurde, — daß sie ihn verließ, — und doch hatte sie ihn so sehr geliebt."

Babette sah ihm aufmerksam nach den Lippen, deren Sprache sie nicht mehr gewöhnt war.

„Ja," versetzte sie sinnend, „sie hatte ihn eben mit jener gefährlichen idealisierenden Demut geliebt, die sich so leicht enttäuschen läßt. Mit der harten Demut, die da spricht: ‚So, wie ich dich mir vorgestellt habe, so, wie ich dich anbete, hast du nun zu sein und nicht anders. Ich liebe dich, ich messe dich an meinem höchsten Ideal, ich kniee vor dir, — weh dir, wenn du ihm nicht entsprichst!' — Solche Demut und solche Härte liegen immer dicht bei einander."

Kurt antwortete nicht, aber sie fühlte, daß es ihm wohl that, ihrer leisen beschwichtigenden Stimme zuzuhören. Mit Bedauern bemerkte er, daß drüben im hell erleuchteten Arbeitszimmer des Pastors Onkel Justus sich bereits zum Heimweg rüstete. Kurt mußte ihn nach Hause geleiten.

„Es ist mir noch so deutlich, wie deine Mutter starb," sagte Tante Babette, „dein Pflegevater war bei ihr bis zum letzten Augenblick, und ihm, ihrem lieben Jugendgefährten und Dutzfreund, hat sie wohl alles anvertraut, was sie gelitten und was sie ersehnt. Das worunter die meisten gelitten hätten, — die gesellschaftliche Verachtung und Verurteilung, — wie siegreich wäre sie darüber hinweggekommen! Aber daß sie in ihrer Liebe an eine Vollkommenheit geglaubt hatte, die zusammenbrach, das raubte ihr im Kampfe jede Lebenskraft. Sie liebte ihren Mann nicht mehr, — aber sie starb daran, daß sie ihn nicht mehr lieben konnte."

Tante Babette hielt inne, an ihrer Stubenthür wurde leise geklopft.

Ein schmaler Spalt öffnete sich, und Onkel Justus' mürrisches Gesicht schob sich vorsichtig hindurch.

„Es scheint,“ äußerte er mißgelaunt, „daß du mich fortan nicht mehr wie sonst nach Hause bringen willst. Brauchst es ja auch nicht.“

Kurt kam ihm hastig entgegen. „Aber gewiß will ich, Onkel Justus, wir verplauderten uns nur,“ sagte er entschuldigend und half ihm im Flur in Rockärmel, Halstuch und Pulswärmer.

Kurt pfiff der weißen Jagdhündin, und diese umkreiste sie in fröhlichen Sprüngen, wie sie über den dunkeln Hof auf die schwach mondeherhellte Dorfstraße hinaustraten. Der Alte tastete sich mit seinem Stock behutsam vorwärts, und eine Zeitlang hörte man nichts als das Klappern davon auf dem schlechten Steinpflaster.

Da sagte Kurt: „Ich bin noch gar nicht zu Hause gewesen, seit Großmutter starb. Und mir fällt es jetzt erst ein, daß sie nicht mehr am Leben ist. Ich habe sie gar nicht vermißt. Ist das nicht sonderbar? Ich glaube, auf Großmutter war ich immer ein bißchen eifersüchtig.“

„Und sie war es mit weit mehr Recht auf dich,“ bemerkte der Alte trocken.

„Warum, Onkel Justus? Vater hat doch so ganz für sie gelebt, und wie sie schon so ganz uralt war und sich kaum noch regen konnte nach den Schlagflüssen, da saß er immer und immer bei ihr. Ich nahm ihr doch nichts fort.“

„Vielleicht äußerlich nicht. Aber sie besaß ja auch auf der Welt nichts als ihn. Eigentlich während ihrer ganzen Ehe. Denn mit ihrem Mann hat sie sehr unglücklich gelebt.“

„Ja, — weißt du, was ich einmal darüber gehört

habe? Sie sollen unglücklich gewesen sein, weil Großmutter Jüdin war."

Der Alte nickte.

„Jüdischer Abstammung, — ja. Das paßte natürlich schlecht genug zum konservativen und frommen Rittergutsbesitzer Arnsfeldt. Ursprünglich soll es eine wirkliche Liebesheirat gewesen sein, und sie liebte ihn auch bis zuletzt. Aber er geriet später unter allerlei Heißsporne und antisemitische Fanatiker, und zuletzt wußte er nicht mehr ein noch aus in dem zugespitzten Konflikt zwischen seinen Ueberzeugungen und der Liebe zu seiner Frau. Er wußte wohl selbst kaum mehr, ob er sie liebte oder verabscheute. Es fehlte nicht viel, so hätte er auch den Sohn gehaßt."

„Vater spricht nie von ihm," äußerte Kurt nachdenklich.

„Weil er zu stark unter diesem Familiendrama gelitten hat. Um der Mutter willen mußte er fortwährend sich und ihr des Vaters Neigung erkämpfen, um jeden Preis. Es ist auch nur seiner Opferwilligkeit und Umsicht zu verdanken, daß es nie zu einem Bruch gekommen ist. Zum Glück besaß er ja schon früh einen guten Freund und Bundesgenossen im Elternhause an der Babette."

„O ja! denn Tante Babette muß Vater ganz außerordentlich gern haben, glaube ich."

„Gern? Sie hat ihn leidenschaftlich geliebt, als sie jung waren. Das konnte jeder sehen."

„Geliebt? Warum haben sie sich dann nicht geheiratet, wenn sie doch so gute Freunde waren?"

„Vater liebte jemand anders. — Das ist ein ganz feststehendes Gesetz, weißt du, daß, wenn einer eine liebt, die eine wieder einen andern liebt, und so fort ad infinitum. Das hat der liebe Gott schon so eingerichtet."

„Wen — wen liebte Vater?" fragte Kurt stockend.

Der Alte machte eine kleine Kunstpause.

„Deine Mutter," sagte er dann.

„Ach, Onkel 'Justus! Meine Mutter!" — — — Kurt blieb stehn. „Warum hat er dann nicht, — warum haben sie sich nicht — —"

„Ich sagte dir ja schon: weil jede immer wieder einen andern liebt," versetzte der Alte; „aber so geht doch weiter!" Und er berührte mit seinem Stock unsanft die weiße Bella, die sich neben Kurt niedergesetzt hatte und, ungewiß was dies Stillstehen bedeuten sollte, mit gespitzten Ohren zu ihm aufsah.

Eine Strecke gingen sie schweigend, dann fragte Kurt: „Mutter war sehr schön, nicht wahr?"

„Sehr schön. Die verkörperte Grazie, und so blond und übermütig und lachend! Wenigstens damals, als die Familien noch Gut an Gut wohnten. Dagegen kam natürlich die unscheinbare Babette nicht auf, die nichts besaß, als ihr märchenhaftes Haar."

„Ja, das muß herrlich gewesen sein. Obgleich man kaum sieht, wie viel es ist, — so fest eingeflochten, wie sie es trägt."

Der Alte stieß ihn an.

„Ich hab's einmal gesehen!" sagte er vertraulich, „— gesehen, als es nicht in Zöpfen steckte. Ach, Junge, das war eine Pracht! Als sie so dastand, wie gehüllt in

einen Königsmantel, — wie verwirrt von ihrer eignen Herrlichkeit, — und ihre grauen Augen blitzten! Sie kam mir plötzlich wie verwandelt, wie enträtselt vor, — die unscheinbare kleine Babette in dieser schimmernden, elektrisch knisternden mächtigen blonden Haarflut."

Onkel Justus hob den Stock und fuhr damit erregt durch die Luft.

„Ja, da begriff ich wohl, daß sie Macht besaß, daß sie ein berauschendes, ein besinnungraubendes Weib sein mochte, wenn, — ich begriff — begriff — — ach! diese Weiber!"

Onkel Justus brach ab, stöhnte etwas, und machte eine melancholisch abwehrende Handbewegung.

„Unsinn! Unsinn! all das vorüber!" murmelte er.

Kurt lachte hell auf und Bella bellte laut und aufgeregt dazwischen.

„Du bist ja ganz poetisch geworden über unsrer alten Babette! Sag mal, — mir kommt es ganz so vor, als ob, — in die bist du wohl am Ende selber verliebt gewesen, Onkel Justus?"

Der Alte blieb vor seinem Mietshause stehn und zog einen Schlüssel aus der Tasche.

„Vielleicht, — einmal, — kurze Zeit, —" sagte er. „— Aber gute Nacht, mein Sohn, hier wohn ich nämlich."

„Ja, wirklich. O wie schade, Onkel Justus, daß unser Dorf so klein ist, und du nicht weiter wohnst."

„Das ist ein schönes Wort, mein Lieber. Na, ich denke auch, daß du heute zufrieden sein kannst. Die interessantesten Dinge habe ich für deine Unterhaltung aus meinem Innersten hervorgeholt. Ich kann wohl sagen:

wie ein Pelikan, der sich zerfleischt, um sein Junges zu nähren. — Ich will nur hoffen, daß ich mir beim vielen Sprechen nicht in der Nachtluft den Hals erkältet habe."

Mit einem prüfenden Räuspern und Hüsteln schloß er die Thür auf und gab Kurt die Hand.

„Gute Nacht, Onkel Justus, du armer Pelikan! Zerfleische dich bald wieder!"

Kurt wartete unten noch, bis er einen hellen Lichtschein im ersten Stockwerk aufleuchten sah. Dann wandte er sich mit Bella heimwärts.

Des Alten Erzählungen hatten ihn aufgeregt. Daß Tante Babette den Vater geliebt hatte, und der Vater seine unglückliche Mutter —. Der Vater war alt, natürlich hatte auch er eine Jugend besessen, ein reiches Vorleben, eine Summe von Ereignissen und inneren Erlebnissen lag hinter ihm, die Kurt nicht kennen konnte. Das wußte er wohl, aber er hatte es sich niemals so klar gemacht, wie jetzt. Bisher gehörte der Vater für sein liebevolles Gefühl unwillkürlich zu all dem Hohen und Heiligen, was jenseits von allem Entstehen und Vergehen zu thronen scheint, — denn er kannte ihn nur alt, reif, weise und milde, — wie umflossen vom Glanz menschlicher Vollendung.

Zum erstenmal richtete sich sein Blick auf die ferne Vergangenheit, auf das Werden und Entstehen dessen, der doch, gleich ihm selbst, jung und unvollkommen gewesen.

Kurt schwärmte sich hinein in immer bewegtere Gedanken und stolperte dabei müde seines Weges. Der Mond, der vorhin geschienen, hatte sich hinter einem krausen Wölkchen versteckt, die ganze Natur mit ihren welken Herbst-

zügen war in tiefes, weiches Dunkel gehüllt; von der Erde stieg ein feuchter, fast süßlicher Duft auf, und hie und da löste sich ein Blatt aus den Wipfeln der Bäume und sank in der reglosen Nachtluft schwebend, langsam nieder zum taunassen Laub, das schon den Boden bedeckte.

Still und dunkel lag das Dorf im Schlummer, nur von fernher blinkte Licht aus dem Pfarrhause. Es fiel durch die breite Glasthür des Arbeitszimmers und flimmerte auf den Bäumen im Garten. Vielleicht saß der Vater noch auf, oder es war auch nur Tante Babette, die spät abends, wenn die andern schliefen, mit Staubtuch und Federwisch dieses Zimmer zu säubern pflegte, an dessen Sachen sie keine fremde Hand rühren ließ. Stand der Vater dann einmal, aus dem ungeregelten Schlaf alter Leute erwachend, unerwartet früh oder mitten in der Nacht auf, so fand er immer seine Stube geordnet. —

Der Pastor war in der That noch nicht zur Ruhe gegangen. Er saß am Schreibtisch, und als Babette bei ihm eintrat, hielt er ihr ein großes versiegeltes Amtsschreiben entgegen.

„Es ist, was Sie dachten, Babette,“ sagte er.

Sie machte eine rasche, unwillkürliche Freudenbewegung auf ihn zu, ließ aber gleich darauf ihre Hand sinken und sagte in resigniertem Tone: „Sie haben natürlich abgelehnt.“

„Natürlich.“ Er lächelte. „Ich glaube, Babette, es kostet Ihnen viel mehr als mir, daß Sie Ihre alten Tage nicht auf einer prächtigen Stadtpfarre beschließen sollen.“

„Was sollte ich taube Person unter den Leuten?“ bemerkte sie. „Aber mich wird es niemals ruhen lassen,

daß Sie selbst einen so geringen Erfolg ablehnen wollen. Sie und Dorfpfarrer! Einst waren Sie ehrgeizig, Theo."

„Brennend! Jawohl, — maßlos. Aber vielleicht zu sehr, um nicht jedenfalls enttäuscht zu werden, — auch wenn ich frei hätte wählen können. Ich hätte denn Dichter, Weiser, Fürst und — nun eben alles in allem sein müssen, um mich zu sättigen."

Sie hatte sich neben ihn gesetzt und legte leise ihre Hand auf die seine, die den gesiegelten Umschlag hielt.

„Wenigstens Dichter und Weiser!" sagte sie. „Dieser Meinung war nicht nur ich, sondern jeder, den Sie jemals teilnehmen ließen an Ihren dichterischen Jugendentwürfen und Gedanken."

Er machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopf.

„Lassen Sie diese uralten Dinge ruhen, Babette. — Aber was mir vorhin einfiel: wenn meine arme Mutter diese Berufung in die Stadt noch miterlebt hätte, wär es mir schwerer geworden abzulehnen. Es war so schwer, ihr irgend etwas zu versagen."

„Das ist immer schwer, wenn man einen Menschen so liebt."

Er stand auf und schob das Schreiben zurück.

„Sie sollten das eigentlich nicht Liebe nennen, Babette. Was mich mit dieser Märtyrerin so unlöslich verband, war doch wohl etwas andres. Daß ich Judenblut war wie sie."

„Doch nicht wie sie," versetzte Babette. „Sie waren ja auch Ihres Vaters Sohn. Nur das Mitleid überwog."

„O nein, nein, kein Mitleid!" entgegnete er fast heftig. „Das ist das Seltsame: daß ich von ihm stammte, konnte

ich wohl vergessen, — niemals daß ich von ihr stammte. Und doch, wie litt ich darunter, daß sie Jüdin war! — vielleicht mehr, wenn auch anders, als mein Vater. Von kleinauf litt ich ja unter meinem Judenblut, von kleinauf lernte ich gewaltsam ein instinktives Mißfallen und Mißtrauen allem Jüdischen gegenüber, — also auch mir, also auch ihr gegenüber! Und das nennen Sie Liebe, Babette? Nein, es ist Haß und Liebe in einem Knoten. Haß und Liebe für sie! Haß und Liebe für mich selbst!"

Er ging ein paarmal erregt durchs Zimmer und sagte dann, über sich selbst spottend: „Nein, man soll nicht darüber sprechen. Ich schäme mich dessen, aber ich kann noch heute, — — ich alter Mensch, ich kann noch heute nicht ruhig davon sprechen."

Sie schwieg und hatte den Kopf gebückt. In ihren Augen standen Thränen. Nach einer Weile meinte sie mit ihrer leisen Stimme: „Nicht ruhig? Unmenschlich, übermenschlich ruhig haben Sie das alles auf sich genommen und getragen. Ein ganzes Leben voll übermenschlicher Ueberwindung und Selbstverleugnung."

Pastor Arnsfeldt hörte nicht hin. Er war an die Glasthür herangetreten und lauschte. Ein Lächeln ging über sein Gesicht, das eben noch fremd und gequält ausgesehen hatte, und verwandelte es ganz.

„Kurt kommt!" sagte er, — „fast hätt ich es über diesen unnützen alten Geschichten vergessen, daß der Junge wieder da ist! Das ist doch die Hauptsache, nicht wahr, Babette? Der soll sich noch einmal ohne Zwiespalt ausleben, anders als ich! Frei und unbekümmert und rücksichtslos. Voll Selbstvertrauen und frischer Kraft!"

„Das wird er schon thun, Theo. Sie brauchten ihn dazu nicht so systematisch zu verziehen und nach seinem Willen laufen zu lassen. Etwas Selbstbescheidung thut jedem not.“

„Ach, Babette, lassen Sie ihn mir, wie er ist,“ sagte er froh, „lassen Sie ihm doch das, was mir in meiner unglücklichen Jugend gefehlt hat, und was ich immer so vergöttert habe: das Lebensüberquellende, Unmittelbare, Zuversichtliche!“

Und er öffnete ungeduldig die Thür nach dem Gang, wo Kurts Schritte hörbar wurden.

Tante Babette seufzte leise auf und nickte bitter vor sich hin.

„Das Lebensüberquellende, Unmittelbare, Zuversichtliche!“ Vor ihrem Geiste erstand ein feines, strahlendes Frauenantlitz mit lachend zurückgeworfenem Kopf und übermütigen Augen.

Nein, dagegen konnten alle andern Vorzüge, konnte die Liebe und Treue eines langen Lebens nicht aufkommen! Entsagung und Aufopferung, — das hatte er ja bis zum Widerwillen an sich selbst üben müssen. Sie aber, Kurts tote Mutter, sie hatte besessen — „was ihm immer gefehlt, und was er immer vergöttert hatte!“

III.

Als Arthur am folgenden Spätnachmittag ins Dorf kam, Onkel Justus die mitgenommene Fußdecke zurückbrachte und darauf den Weg zur Pfarre einschlug, war er mit seinem Interesse schon lebhaft bei diesem kleinen Fleck Erde, an den er früher nicht einen Gedanken verschwendet hatte. Vor der Thür des Schanklokales am Wassertümpel stand der dicke rotblonde Wirt und grüßte ihn wie einen alten Bekannten; seine Erzählungen zumeist hatten Arthur darauf gespannt gemacht, den „Himmelspastor“ und seine Gemeinde näher kennen zu lernen. Auch in der Stadt besaß der Himmelspastor schon einige Freunde wie Feinde, und bei den letztern hieß der dicke Dorfwirt nicht anders als des Pastors lebendige Reklame, weil er nicht müde wurde, allen, die bei ihm einkehrten, dessen Lob und Ruhm zu verkünden. Sogar auf dem Wirtsschild über der Thür prangte die Reklame, — sie war dort durch ein einziges, umgeändertes Wort bewerkstelligt worden: Das Gasthaus „Zum guten Hirten“ hieß einst „Zum guten Trunk“.

Arthur ging an der Kirche und ihrem Friedhof entlang und blickte auf die bescheidenen hölzernen und eisernen

Kreuze, denen man die Armut der Bevölkerung ansah. Unter den schönen breitästigen Linden lagen die Gräber ganz überdeckt von dem bunten Laub, das der Herbst auf sie niedergeschüttet hatte, gleich Blumenspenden. Nahe bei der niedrigen Mauer erhob sich ein weißer Marmorstein vom Grabe der Mutter des Pastors; die Goldbuchstaben der Inschrift glänzten Arthur in der Oktobersonne entgegen: „Hier ruht in Gott Sarah Arnsfeldt geb. Rubin,“ — und ein Bibelspruch, den er nicht entziffern konnte.

Da sah er zwischen den Gräbern eine gebückte hagere Alte daherkommen und, eine Gießkanne in der Hand, sich mit schleppenden Schritten dem Ausgang nähern. Er erkannte sofort die „alte Rieke“, die seine hübsche Nachbarin ihm während der Taufhandlung gezeigt hatte. Er grüßte sie und fragte teilnehmend: „Wie geht es Eurer kranken Enkelin?“

Die Alte schaute verwundert auf, nickte und sagte dann seufzend: „Wie soll's gehn, junger Herr? Lang währt's nimmer mehr, sie liegt mir und stirbt. Aber: ‚lang währt's nimmer mehr, Rieke,‘ hat auch unser lieber Pastor gesagt, ‚lang währt's nicht, und du hast sie alle wieder, Kinder und Enkel, alle, alle, und da ist keins, das fehlt.‘ „Ja, ja,“ schloß sie, „und das ist nur gut! Wenn ich so meine Gräber begieße, da denk ich: ‚lang währt's nimmer.‘“

Das Gitter knarrte in seinen rostigen Angeln und schlug hinter ihr zu. Als sie sich so, verwittert und zusammengeschrumpft, auf ihren Stock gestützt aus dem Schatten der Kirchhofsmauer löste, erschien sie selber Arthur wie ein Stück leibhaft gewordener Vergänglichkeit,

das den Gräbern entstiegen war. Aber wie getrost klang zum Schluß ihre dünne, zitternde Stimme, wie hell war die Hoffnung, von der sie trotzdem lebte, — hell wie der blaue weite Himmel, der den toten Sommer mit seinem Licht umfing.

Während Arthur beim Pfarrhaus anlangte, kam ihm eine spöttische Bemerkung in den Sinn, die Justus Steiner einmal gemacht hatte. Er hatte von diesem kleinen Friedhof gesagt: „Das ist ein gar vergnüglicher Totenacker, und im Sommer, wenn der Flieder die Kreuze versteckt, sitzt es sich gut darauf in der warmen Sonne. Man weiß zwar, daß Tote darunter liegen, aber es sind lauter vergnügte Tote, — denn beim Himmelspastor werden sie alle selig.“ —

In der Pfarre wurde Arthur schon erwartet, und beim Nachtmahl begrüßte Pastor Arnsfeldt ihn aufs herzlichste.

„Ich hoffe, Sie finden jetzt noch recht oft den Weg hier hinaus,“ sagte er, „ich bin immer so froh, wenn Kurt von seinen Gefährten aufgesucht wird, und Vorkehrungen zum Uebernachten sind hier draußen immer getroffen. Wenn Sie nicht kommen, wird er mir unter uns alten Leuten selbst noch alt.“

„Der?“ erwiderte Arthur ungläubig und schüttelte den Kopf, „o nein, der ist ja für sein Alter noch das reine Kind!“

„Bitte sehr!“ bemerkte Kurt, der Pastor aber sagte: „Nun ja, — das vielleicht auch. Eben das Kind — eines sehr alten Mannes. Und ein solches hat immer eine Menge Freuden nachzuholen in der Welt. Halten Sie

ihn nur recht dazu an. Sie sehen mir grade so aus, als ob Sie sich recht gut darauf verstünden."

„Das thu ich!" versicherte Arthur und errötete vor Vergnügen über sein ganzes Gesicht; „ich finde nichts in der Welt so angenehm wie das. Aber die meisten sagen uns ja immer, es sei zu nichts gut."

„Doch! doch!" meinte der Pastor, „es ist für vielerlei gut. Namentlich für alle Naturen, die das Leben ernst nehmen. Freuden sind die holdesten Mittel, uns von einer allzu bewegten Innerlichkeit zu entlasten."

Arthur blickte verzückt auf seinen Teller nieder. „Herrgott! wie ist der sympathisch!" dachte er. Und er sagte: „Kurt ist ein Glückspilz! Mir haben meine Eltern noch nie etwas so Angenehmes geraten!"

Der Pastor lachte.

„Vielleicht war es nicht von nöten. — Von Kurt höre ich, daß Sie sich gerade mit der Wahl eines Lebensberufes herumschlagen. Nun, Sie haben ja beide noch zwei Schuljahre vor sich. Aber zu welchem Beruf hätten Sie denn, abgesehen von den Wünschen Ihrer Eltern, einen besondern Trieb?"

„Trieb? Ach Gott, ich habe gar keinen besondern Trieb. Im Grunde ist es ziemlich einerlei. Denn ich würde in allem doch nur etwas höchst Mittelmäßiges leisten."

„Das ist ja aber traurig," bemerkte der Pastor heiter, „ist denn das schon ein ganz unerschütterlicher Entschluß?"

Arthur mußte lachen.

„Nein. Aber ich kann gar nicht glauben, daß ich zu

etwas Großem berufen sein könnte," gestand er, „es kommt mir vor, als ob, wenn man sich damit beschäftigt, vom Leben gar nichts mehr übrig bliebe."

Kurt beteiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung. Er freute sich, seinen Freund, den er sehr gern hatte, mit seinem geliebten Pflegevater bekannt gemacht zu haben, der ihm gewiß raten und nützen konnte wie kein Zweiter. Empört darüber, daß Arthurs Eltern diesen in seiner Berufswahl so stark zu beeinflussen suchten, redete er ihm immer zu, sich von ihrem Einfluß frei zu machen.

Als nach dem Abendessen der Pastor und Arthur in das anstoßende Wohnzimmer gingen, blieb Kurt in der Eßstube zurück.

Babette räumte den Tisch ab und stellte die Lampe in seine Mitte.

„Du möchtest die beiden wohl allein lassen," bemerkte sie, „oder ist es nicht Arthurs wegen? Mir ist es aufgefallen, wie wenig du, seit deiner Ankunft gestern, noch mit dem Vater allein gewesen bist."

„Es ist doch nicht ganz wie sonst, Tante Babette. Es stört mich, daß wir nicht mehr ganz gleich denken, er und ich. Wie schön könnte es sein! Grade jetzt, wo ich älter, vernünftiger geworden bin. Wie vieles könnten wir teilen! Wie vieles, was er früher immer vor mir zurückhielt. Welches Leben zu zweien könnte es werden! — — Ich meine, — wenn er dächte wie ich."

Tante Babette trat an die Thür des Nebenzimmers und schaute hinein. Die beiden waren in des Pastors Arbeitszimmer hinübergegangen.

„Nun ja," gab sie zu. „Das kann ich schon ver=

stehn. Aber — — ist es dir nicht doch ein schöner Gedanke, — ich meine: abgesehen von dir selbst, — daß Vater nicht so denkt wie du? Denk doch daran, wie vielen, vielen er damit Segen bringt."

Kurt sah sie verwundert an. „Nein!" entgegnete er, „keineswegs ist mir das ein schöner Gedanke. Um mich darüber zu freuen, müßt ich wirklich eine wunderbare Selbstlosigkeit besitzen. Es entfernt mich ja von ihm! Was hilft es mir, daß es fremde Menschen ihm nähert."

„So! und was sollte mit allen denen werden, die ihn viel nötiger haben als du!" rief sie tadelnd und beinah aufgebracht; „denk du, wie du magst, aber mir scheint, was dir von frühester Kindheit an feststehn sollte, das ist die höchste, ehrfürchtigste Achtung für alles, was Vater glaubt, und wofür er wirkt!"

„Weil es seine Ueberzeugung ist, — ja!" sagte Kurt ungeduldig. — „Nichts auf der Welt achte ich höher als das! Und nichts in der Welt werde ich heißer erstreben, als so wahr zu reden und so wahr zu leben wie er! Aber drum kann ich doch wünschen, es wären andre Ansichten, die —"

„Nichts darfst du wünschen!" fiel sie ihm ins Wort, und trat an den Tisch, „weil du in deiner Unerfahrenheit und deinem Unverstand gar nicht weißt, welchen Wert der Glaube besitzt, und welche Zerstörung sein Verlust über die Menschen zu bringen vermag."

„Ach, Tante Babette, das sagt man so. Aber in Wirklichkeit kennt man gar keine solchen Menschen. Hast du je einen gesehen? Auch nur einen?"

Sie zauderte einen Augenblick und sagte dann: „Ja, ich habe ein Leben daran zu Grunde gehen sehn. Und wenn ich denken könnte, daß dich das zu einem bessern Verständnis für Vaters Wirksamkeit bringt, so möchte ich dir wohl davon erzählen.“

„Das ist ja interessant, Tante Babette! Wer war es?“ fragte Kurt lebhaft.

„Gleichviel wer. Eine Frau,“ erwiderte sie, und setzte sich zu ihm an den Tisch. „Sie war aufgewachsen in einem frommen Hause und selber so fromm, daß nie der leiseste Zweifel ihren Glauben trübte. Aber sie wußte, daß der Sohn des Hauses insgeheim von diesem Glauben abgefallen war, und — sie liebte ihn. Da begann sie die Bücher zu lesen, die ihn vielleicht dazu verleitet hatten. Sie entwendete sie ihm von seinem Schreibtisch.“

„Sie wollte denken, wie er. Das war recht von ihr,“ bemerkte Kurt billigend.

„O nein, das wollte sie gar nicht. Nur die geistige Fremde kennen lernen wollte sie, in der er nach ihrer Meinung weilte, wie ein aus der wahren Heimat Verstoßner. Sie litt heimlich mit ihm und für ihn. Mit Anstrengung vertiefte sie sich in die Bücher. Nachts, wenn alle schliefen, saß sie davor und las und las.“

„Und dann — dabei verlor sie natürlich selbst ihren früheren Glauben?“ fragte Kurt gespannt.

„Ja, endlich geschah's, — es geschah wirklich, das Zerstörungswerk. Von außen her, gegen ihr eignes Wollen und Verlangen, wie ein schmerzender Splitter ins Fleisch, drückte und bohrte der Zweifel sich in ihr

Herz. Sie begriff nicht gleich die Tragweite dessen, was sie gethan. Denn mit dem Glauben, mein Kind, ist es wie mit allen kostbarsten und tiefsten Dingen, — man überschaut und ermißt ihren Verlust nicht auf einmal. Ein Leben genügt kaum, ihn ganz zu begreifen."

„Und was ist aus ihr geworden, Tante Babette?"

„Ein unglücklicher Mensch, mein Kind."

Kurt schwieg nachdenklich. Nach einer Pause meinte er: „Aber ein Gutes hätte diese unglückliche Geschichte doch eigentlich für deine Freundin haben können, Tante Babette. Sie hätte doch nun dem Sohn viel näher kommen können."

„Das hoffte sie eine Zeitlang. Bei jedem Schritt, den sie von ihrem glücklichen Kinderglauben weiter fort that, dachte sie ergeben: ‚Ein Schritt dir entgegen!' Und in aller Angst und Verlassenheit, die sie fühlte, dachte sie: ‚Mit dir auf einem Boden, in einem Exil!' Wie viele tapfere Frauen folgen dem Geliebten in Gefahr und Verbannung! Sie meinte dasselbe zu thun. Aber sie täuschte sich. Nie kamen sie wieder zusammen."

„Warum denn nicht?" fragte Kurt.

„Weil er alles ganz anders empfand, als sie. Weil er sich im Unglauben nicht verbannt und verlassen, sondern heimisch und gefördert fühlte," entgegnete Babette und stand auf; „wodurch sie erschöpft und gebrochen wurde, wie durch ein allzu großes Liebesopfer, das war für ihn eine friedliche, natürliche Entwickelung gewesen. Sie war in ihrem überreizten, zerrissenen Gemütszustand viel ferner von ihm, als sie es je in ihrem Glaubensfrieden gewesen. — Dies ist die Geschichte, liebes Kind.

Werde nie die Veranlassung, daß jemand sie durch dich erlebt."

Kurt blieb, ohne zu antworten, am Tisch sitzen, und Babette ging ihren unterbrochenen häuslichen Beschäftigungen nach. Aber von Zeit zu Zeit warf sie einen aufmerksamen Blick auf ihn, und als sie mit ihrer Tagesarbeit fertig war und sich in ihre Stube zurückzog, seufzte sie tief und schwer auf.

Sie setzte das brennende Licht auf die Kommode nieder, band ihre weiße Hausschürze ab und begann ihre reichen Flechten zu lösen und zu kämmen. Dann, das Haar lose mit ein paar Hornnadeln aufgesteckt, setzte sie sich in den alten Lehnstuhl am Epheufenster und schaute, in trübe Gedanken verloren, in das Dunkel hinaus, das soeben erst der Mond, der am östlichen Horizont groß und rötlich sichtbar wurde, zu lichten anfing.

Lange saß sie so, die Hände müde in ihrem Schoß gefaltet. Die Kerze brannte tief herab, ohne daß sie der Zeit geachtet hätte. Ihr war es, während sie so vor sich hinsann, als folgten ihre Augen einem weiten, weiten schnurgeraden Weg, der sich langsam im Dunkel verlor. Und ihr war, als sei das ihr Lebensweg. Zu Kurt hatte sie nur von einem Gang gesprochen, wo noch Hoffnung und Erregung mit ihr gingen und der Blick noch vorwärts gerichtet war. Nicht aber vom weiten, weiten Gang zurück, von der einsamen Wanderung mit ihrem vergeblichen Suchen und Scharren im Staube, ob sich nicht ein wenig von all dem Trost und Heil wiederfinden lasse, die sie unterwegs verloren. Doch sie fand nichts wieder. Sie blieb in der Verbannung, gebannt in eine ihr ewig

fremde Welt des Denkens, gekreuzigt an eine ihr fremde Wahrheit. Und doch lag der tote Kinderglaube ihr noch heute kalt im Herzen, wie eine Leiche aufgebahrt unter einer immer erneuten Blumenfülle sehnenden und wehmütigen Gedenkens. Alle ihre Wünsche und Erinnerungen hielten Totenwacht bei dieser Leiche, so daß jeder, der einen Blick in ihr Inneres warf, wohl meinen konnte, dies sei kein Tod, kein Grab, sondern der blühende Garten ihres eigentlichen Lebens.

Aus dem Haar über Babettens Stirn fiel eine Hornnadel zu Boden. Und plötzlich rieselte es schwer und weich an ihren Armen und Schultern hinab wie ein warmer Mantel. Sie bemerkte es nicht. Längst hatte sie keinen Blick mehr für ihren einstigen herrlichen Jugendschmuck, der niemals mit Entzücken betrachtet, niemals geküßt und geliebkost worden war von den Augen, den Lippen, der Hand, die sie liebte. Ungesehen, unbeachtet war er langsam an ihr verblichen, weißer und immer weißer werdend, und den feinen warmen Jugendduft hatte er allmählich verloren gleich einer welken Blume.

Der Docht des niedergebrannten Lichtes neigte sich qualmend zur Seite. Noch ein paar aufknisternde Funken, und er erstarb in einem Rauchsäulchen. Am Himmel schwamm der Mond und warf schräge Strahlen ins Zimmer. Undeutlich zeichneten sich die Umrisse der Möbel ab und die zusammengesunkene Gestalt im Lehnsessel am Fenster. Nur um diese her flimmerte es in schwachem Glanze, ein weißlicher Schein bis hinab zu ihren Knieen.

Und staunend spielten und zitterten die kleinen Mondstrahlen in der silbernen Poesie, die Tante Babette umfloß. — —

* * *

Ueber Nacht erhob sich ein Sturm. Er brauste heulend durch die Bäume des Gartens, und in das ächzende Knarren der windgeschüttelten Wipfel mischte der alte Unkas in der Hundehütte sein Stöhnen und Wimmern. Ruhelos rasselte er an der Kette; seine gichtlahmen Glieder fühlten den Winter herannahen. Und die Klage des Tieres tönte unheimlich durch die Nacht, als habe der sturmdurchwühlte Herbst eine bewußte Stimme erhalten.

Wie der Morgen heraufdämmerte, bezog ein einförmiges Grau den Himmel, und von Zeit zu Zeit fiel ein schwerer Tropfen nieder. Zerzaust lag der bunte Schmuck der Bäume; in heftigem Wirbel wurden die losgerissenen Blätter vom Winde in der Luft herumgeschwenkt, — ein ratloses Häufchen, das sich vergebens vor der Vernichtung bergen zu wollen schien.

Vor der runden Oeffnung der Hundehütte hatte die weiße Bella sich behutsam auf den struppigen Rücken ihres alten Gefährten hinaufgerettet; ihre zierlichen Vorderpfoten gegen die feuchte Erde gestemmt, saß sie da wie auf bequemem Thron und sah dem Spiel des Wirbelwindes mit aufmerksam gespitzten Ohren zu.

Während der Sonntagsgottesdienst in der Kirche in vollem Gange war, sah man Onkel Justus unter hochgehobenem Regenschirm, seine Kappe in die Stirn ge-

drückt, der Pfarre zustreben. Frierend und fußstampfend ging er in die Wohnstube hinein, wo Kurt allein, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem Fenster saß.

„Du wallfahrtest also nicht mit in das Haus des Herrn?" fragte er, und rieb sich die Hände. „Ich denke, es muß nun bald aus sein. — Werdet ihr nicht ein bischen einheizen lassen hier? Der infamen Fußkälte wegen. Oder wenigstens könntest du mir einen Schemel bringen. Das einzige vernünftige Land der Welt ist Holland, da werden auch die Schemel geheizt. Stoofjes nennen sie's."

Während Kurt den Lehnstuhl zurechtrückte und ihm einen Schemel unterschob, bemerkte der Alte: „Ich freue mich, heute deinen Freund Arthur wieder zu sprechen. Allerliebster Mensch. Wir beide verstehn uns gut, denk ich. Er ist doch noch hier?"

„Ja. Aber er bleibt nicht hier, er hat seinen Eltern versprochen, zu Tisch zurück zu sein. Er blieb nur, um Vater predigen zu hören."

„Auch ein Vergnügen ganz eigner Art, sich bei diesem Wetter in eine ungeheizte Kirche zu setzen!" knurrte Onkel Justus. „Der reine Rattenfänger, dein Herzensvater. Aber schließlich, ich kann es gut verstehn, — er hat grade in seinem Alter diesen besondern Zauber bekommen."

„Wieso denn — in seinem Alter?" fragte Kurt.

„Ja, das weiß ich nicht. Das Alter kleidet ihn eben, — es steht ihm gut. Dies Abgeklärte, Milde, Weise, — dies Unpersönliche. Das ist nämlich wunderlich mit den Menschen, in welcher Lebensperiode ein jeder

seine gute Zeit hat, innerlich und äußerlich. Manche Menschen haben sie erst spät, — ja, es gibt sogar solche Weiber, die man erst als Rosinen recht genießen kann. — Ich gefiel mir übrigens mein ganzes Lebenlang ziemlich gut."

„Nun, und Tante Babette?" bemerkte Kurt lächelnd, denn ihm fiel Onkel Justus' schwärmerischer Erguß auf dem nächtlichen Heimweg ein.

„Babette war sehr lieb als junges Mädchen. Aber obgleich sie mir damals nur allzu gut gefiel, so muß ich doch sagen, daß auch sie jetzt etwas Vollkommneres geworden ist. Denn sie besaß auch schreckliche Fehler damals, — die haben mich auch noch rechtzeitig von meiner Schwärmerei geheilt."

„Eine unmögliche Vorstellung, Onkel Justus, sich unsre alte Babette mit schrecklichen Jugendfehlern behaftet zu denken!"

„Es war doch so. Stell dir zum Beispiel folgende Scene vor, — um nur irgend etwas herauszugreifen, denn der gleiche Sinn zeigt sich ja in vielem, — ich trete eines Tages in Theos Zimmer, finde ihn nicht zu Hause, aber Babette steht drin. Sie steht neben seinem Pult, — ich will nicht sagen, daß sie darin gekramt hatte, — sie stand nur so da mit herabhängenden Armen und starrte in ein — vielleicht schon von ihm selber aufgezogenes — Fach. ‚Was machen Sie nur hier, wenn Theo fort ist?' frage ich, der ihr Herzensinteresse für ihn wohl kannte. ‚Ich bin hier am liebsten,' sagte sie, aber sie wurde dunkelrot dabei, die kleine neugierige Babette. Und bei einer passenden Gelegenheit sprach sie ihre Ansichten aus: ‚Liebe muß alles teilen. Eine Liebe, die sich nicht auch noch

in das Verborgenste einzuschleichen, noch das Geheimste zu teilen wagt, ist nichts als ein fortwährender Trennungsschmerz. Ich wäre in allem genügsam, — hierin nicht.' Mich aber, mein Lieber, überlief eine Gänsehaut. ‚Eine Frau, die sich in alles einschleicht!' dachte ich, und war geheilt."

Kurts Herz fing ihm plötzlich an zu klopfen.

„Was war es denn an Vaters Büchern, was Tante Babette so sehr interessierte?" fragte er zögernd.

„Wie soll ich das wissen? Jedenfalls fand sie nur gelehrten Kram in seinen Fächern, nichts, was weibliche Neugier reizen konnte. Trotzdem kam es soweit, daß sie Bücher und Papiere von seinem Schreibtisch entwendete und darin las. Theo ließ sich nie etwas merken."

Kurt trat dicht an Onkel Justus heran.

„Bist du dessen ganz gewiß?" fragte er mit raschem Atem, „und wenn es so war, was wurde daraus?"

„Es wurde nichts Besonderes daraus, nur daß es unverdauliche Kost für Babette war und ihr sichtlich sehr schlecht bekam," versetzte der Alte. „Was machst du denn für ein wunderliches Gesicht? Etwas Böses habe ich damit wahrhaftig von der Babette nicht sagen wollen."

„Ach nein, Onkel Justus," antwortete Kurt mit unterdrückter Bewegung, „ohne es zu wollen, hast du mir etwas sehr Liebes gesagt, und ich danke dir dafür."

Seine Wangen brannten. Er hatte das Gefühl nicht loswerden können, daß Tante Babette gestern von sich selbst gesprochen, — die Ahnung nicht verscheuchen können, daß der Vater in seiner Jugend anders gedacht und geglaubt als jetzt. Wäre sonst das Lächeln möglich

gewesen, nachdem Kurt ihm seine eignen Zweifel gestanden? Das Lächeln galt der Jugenderinnerung! Wie nah fühlte er sich dem Vater plötzlich, wie glücklich fühlte er sich! Mochte das alles noch so fern liegen, es war doch einst da gewesen, irgendwann war er sein Freund, sein Genosse auch im Denken und Zweifeln gewesen!

Ueber dem feuchten winddurchwehten Garten verhallte laut und feierlich der letzte Glockenton. In einiger Entfernung sah man Pastor Arnsfeldt mit Babette und Arthur herankommen. Onkel Justus versank in Schweigen; er hätte gern noch mehr erzählt, aber Kurt schaute angestrengt aus dem Fenster und sah ihn gar nicht an. Vielleicht kam schon die Zeit, wo er mit allen seinen Geschichten dem Jungen langweilig wurde. Ein unbehagliches Gefühl beschlich den Alten. Er war zu allen nur denkbaren Indiskretionen bereit, wenn er dadurch Kurt an sich locken konnte. Aber wenn er so in seinen Erinnerungen kramte, so fand er, daß er bereits den Boden seiner stark geleerten „Bonbondüte“ sah.

„Und dann verfalle ich gewiß rasch in den Fehler alter Leute, mich zu wiederholen!“ dachte er furchtsam.

Auch seine Hoffnung, Arthur werde sich einer längeren Unterhaltung mit ihm widmen, täuschte ihn. Arthur trat wohl mit den andern ins Haus, aber er hatte nur noch kurze Zeit bis zum Heimweg vor sich, und ging bald, um sich von Pastor Arnsfeldt zu verabschieden.

„Nun,“ sagte dieser freundlich, als Arthur ihn in seinem Zimmer aufsuchte, „auf recht baldiges Wiedersehn. Und wenn Sie es also nach unserm gestrigen Gespräch wünschen, so will ich gern gelegentlich bei Ihren Eltern

vorsprechen, um ein gutes Wort für Ihre freie Berufswahl einzulegen."

Arthur drehte etwas verlegen seinen Hut in der Hand.

„Nein!" sagte er dann, „ich glaube, es wird nicht mehr nötig sein. Denn ich habe mich heute ganz fest entschlossen, gleich selbst zu Hause zu erklären, daß ich auf keinen Fall Theologie studieren werde. Grade Ihre Predigt hat es mir so gänzlich verleidet."

„Meine Predigt? — das wäre ja merkwürdig," bemerkte der Pastor ziemlich befremdet.

„Ach nein, Sie mißverstehn mich natürlich! — Es ist auch schwer, es richtig auszudrücken, wie ich es meine. — Aber wie ich Sie so auf der Kanzel sah — und die Wirkung davon auf die Leute — und die Gesichter und Augen all der Menschen, da, — ja, da kam's mir wie eine rechte Unverschämtheit vor. Daß ich Prediger werden wollte, meine ich."

Er blickte den Pastor an, und wurde rot, als er dessen Augen mit der größten Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah.

„Ich rede gewiß nicht zu," sagte dieser, „wennschon aus einem andern Grunde. Denn mir ist es gestern vorgekommen, — obgleich Sie in unserm Gespräch jeder solchen Erörterung auswichen, — als ob Sie mit Ihrem Herzen dem ganzen Kirchenglauben noch recht fern ständen."

„Ja, das mit dem Glauben ist so eine eigene Sache," meinte Arthur unsicher. „Man kann doch eigentlich nicht wissen, welchen Glaubens man über kurz oder lang sein wird? Das kann man so schlecht berechnen, scheint mir. Drum sprach ich nicht davon. Bitte, denken Sie nichts

Schlechtes von mir! Aber es gibt jetzt eigentlich ganz fest ausgemachte Ansichten darüber, — über diesen Punkt. Nämlich die teilweise oder auch die gänzli— —, nein, aber die teilweise Abwesenheit des Glaubens soll nicht mehr so absolut hinderlich sein beim Antreten eines Pfarramts."

Der Pastor unterdrückte ein Lächeln über den Ton, worin Arthur diese seltsame Auffassung, wie ein neu entdecktes Gesetz, konstatierte.

„Das sind ja ganz nagelneue Ansichten, die die junge Generation da verkündet hat," bemerkte er heiter, „und Kurt, dieser Schlingel, hat mir noch gar kein Sterbenswörtchen von all dergleichen erzählt."

„Ach, Kurt, — das ist schon möglich. Für den ist es im Grunde auch nichts."

„So. Warum soll denn aber grade er von diesen Neuerungen ausgeschlossen bleiben, die ja wahrlich höchst nützlich und praktisch zu sein scheinen?"

„Ja, Kurt würde eben sofort etwas Unpraktisches daraus machen. Er würde seine zufälligen Ansichten sofort ‚die Wahrheit' nennen, er würde gleich allerlei Unfug damit anstiften. Das liegt schon so in ihm."

Der Pastor lachte.

„Nun, das haben Sie ja sehr gut und richtig beurteilt. Warum halten Sie denn aber sich selbst aus so ganz anderm Stoff gemacht?"

„Weil ich das wirklich so wichtig nicht nehmen kann," versicherte Arthur mit einem gewissen treuherzigen Selbstbewußtsein, angenehm angeregt durch das scheinbare Eingehn des Pastors, „denn das wechselt ja doch wie alles übrige. Ein solcher wütender Ueberzeugungseifer, wie ihn

zum Beispiel Kurt hätte, hört gewiß immer mit der Reise auf, er ist kindlich, oder doch — sehr jung."

Der Pastor stand auf, ging, die Hände am Rücken, in seiner etwas gebeugten Haltung ein paarmal durchs Zimmer, und blieb dann dicht vor Arthur stehn.

„Sie haben ganz recht," sagte er in ruhigem Ton, „es ist jung. Es ist nämlich von der Art derer, die noch Kraft, Jugendkraft genug übrig haben, um sich ihre Ansichten nicht nur so ganz zufällig zu bilden, sondern sie in eigner, persönlicher, vielleicht leidenschaftlicher Entwickelung aus ihrem ganzen Wesen heraus zu erzeugen. Glauben Sie mir, so erzeugt, werden sie immer zu einer Ueberzeugung, ja grade zu einer solchen ‚wütenden', die nicht rechts noch links zu schielen, nicht vorsichtig abzuschätzen vermag, sondern in herrlicher Einfalt ihren begeisternden Inhalt auch einmal überschätzt."

Arthur sah ihn verwirrt und betroffen an.

„Ja, — ich — bilde mir ja auch nichts darauf ein," versetzte er ungewiß, „grade deshalb nehme ich ja meine Ansichten und Meinungen so wenig wichtig, weil —"

„Weil es im Grunde so wenig Ihre, Ihre eignen Ansichten sind, nicht wahr? Ich meine: weil dieselben so wenig jugendkräftig und persönlich, so wenig notwendig und innerlich entstanden sind, — weil sie Ihnen vielmehr einfach aufgedrückt worden sind als der zufällige Stempel Ihrer Zeit, — Ihnen und Ihren Kameraden. Weil Sie alle durchfühlen, daß es weder eines scharfen Geistes, noch einer starken Individualität dazu bedurfte, um diese Anzahl reif abgefallener Zeitgedanken im Vorübergehn aufzulesen, nicht wahr? Unbekümmert darum,

wie lange diese Geistesfrüchte herumgelegen haben mögen am Boden, jedem zugänglich, — wie reif, — wie überreif, — wie bis zur Fäulnis reif sie schon sein mögen."

„Ich dachte doch nicht, daß etwas Schlimmes daran sei!" murmelte Arthur, ganz aus der Fassung gekommen.

Pastor Arnsfeldt sah ihn mit warmen Augen an. „O liebes Kind," sagte er, „ist es denn nicht schlimm, sich um das einzige tiefe Glück zu bringen, das uns Menschen beschieden ist? — um das Glück, welches lautet: ‚Von ganzem Herzen und mit allen Kräften!' Ist es nicht schlimm, zu den Jung-Alten zu gehören, die das Leben nie ergriffen und durchkostet haben, nie sich selbst an etwas drangegeben, — zur selben Zeit aufgeklärt und unentwickelt, blasiert und naiv, fast frivol und — fast noch kindisch?"

Bei den letzten Worten war Arthur dunkelrot geworden. Dann hob er plötzlich seine Augen ratlos zum Pastor empor und fragte treuherzig: „Was soll ich nur dabei machen?"

„Machen? nichts. Nur sich Zeit zum Auswachsen lassen. Freude daran und Mut dazu haben. Sich mit Kurt ergänzen. Eigentlich müßten Sie beide Brüder sein. Sie würden sich gegenseitig erziehen," sagte der Pastor gütig.

„Wünschen Sie das wirklich?" fragte Arthur mit aufstrahlendem Gesicht. „Aber — wenn ich Kurts Bruder wäre, dann müßten Sie mir ja — wenigstens ein ganz klein wenig — auch so gut sein, — wie Sie es dem Kurt sind."

„Das bin ich gewiß!“ versetzte Pastor Arnsfeldt, und, mit einer raschen Bewegung, nahm er Arthurs Kopf in seine Hände und küßte ihn auf die Stirn. —

Als Arthur hinausging, stand Babette an der Thür der Studierstube und sagte zum Pastor: „Am Gartengitter wartet ein kleiner Junge. Er läßt Sie bitten, zu seiner Mutter zu kommen.“

Als er nicht gleich antwortete, kam sie ganz herein, schloß die Thür hinter Arthur und bemerkte: „Der hat Sie ja mächtig in Anspruch genommen gestern und heute. Ich fürchte: zuviel.“

Er stand mit dem Rücken gegen ein Bücherregal gelehnt und schaute vor sich nieder auf den einfarbigen Teppich, der den Boden bedeckte.

„Zuviel? Ach, Babette, geben Sie mir mehr solcher Buben, — mehr, — eine ganze Gemeinde. — Freilich: es wäre eine ganz andre Gemeinde.“

Sie sah ihn unruhig an.

„Was machen Sie sich nur für sonderbare Gedanken,“ sagte sie, „das wär gewiß nicht gut für Sie. Sie haben sich früher nicht in solche Auseinandersetzungen eingelassen mit jungen Leuten. Es kann doch auch zu nichts führen, Theo.“

„Wenn ich das doch könnte, Babette!“ sagte er vor sich hin, ohne aufzusehen, — „eine ganz andre Gemeinde: — die Jugend, die frische Jugend, die nach einem Wort sucht, um das sie sich scharen könnte! Die nach dem Leben selbst sucht, und nach seiner Deutung! Und dann predigen, — ein ganz andrer Priesterberuf. — Aber nein, warum predigen! Von ihr lernen, mit ihr suchen: das sollten wir.“

Babette war ganz nah an ihn herangetreten. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Theo, was ist Ihnen?"

Er fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Nichts, Babette. Gar nichts. Mir fiel nur eben so von ungefähr ein: wie schön das sein muß, für etwas zu leben — „von ganzem Herzen und mit allen Kräften". — Aber Sie hatten vorhin ganz recht: es war schon zuviel für mich, — man soll nicht zu lange in junge Gesichter sehen. — Und nun will ich gehn, und thun, was meines Amtes ist." —

* * *

Der Sonntag Nachmittag verging still. Pastor Arnsfeldt pflegte um diese Zeit im Dorfe Besuche bei denen zu machen, die er im Laufe der Woche nicht ungestört zu Hause traf, und auch Kurt hatte ein paar Familien aufgesucht, mit deren Kindern er groß geworden war. Gegen Abend schickte ihn Tante Babette mit Wein und Medikamenten zur alten Rieke, von der Nachricht gekommen war, daß es ihrer Enkelin schlechter gehe.

Kurt ging zerstreut seines Weges, er dachte den ganzen Tag an den Vater. Es kam ihm vor, als habe er ihn noch nie so geliebt wie eben jetzt, oder als sei er sich erst jetzt seiner ganzen Liebe zu ihm bewußt geworden. Eine fast schmerzhafte Unruhe und Ungeduld war dabei in ihm. Und zum erstenmal drängte es sich ihm mit unabweisbarer Gewalt auf, wie tief, ja wie hilflos beinahe, sein inneres Leben mit dem des Vaters zusammenhing, der ihm Vater, Mutter, Bruder, Lehrer, ja alles ersetzen mußte.

Etwas seitab von der Hauptstraße stand das langgebaute Tagelöhnerhäuschen, dessen eine Hälfte Rieke bewohnte. Die Hausthür in der Mitte desselben stand auf, und vom schlecht heizenden Herde qualmte Rauch aus der Küche, die zugleich als Vorraum diente, und die beiden Wohnungen trennte. Vor der Thür spielten Kinder mit Marmeln; unbekümmert um den Tod, der drinnen Einzug hielt, schallten ihre Stimmen fröhlich durcheinander.

Kurt trat durch den Vorraum in ein längliches, niedriges Zimmer, wo schon Dämmerung herrschte. Auf einem Holzschemel am Fenster, neben sich eine Wiege, die sie mit vorgestrecktem Fuß leise schaukelte, saß die alte Rieke und schälte schweigend an einem Haufen Kartoffeln.

Bei Kurts Eintritt nickte sie nur, legte einen Finger an den Mund und deutete mit dem Küchenmesser hinter sich auf den Kattunvorhang, der die Stube in zwei ungleiche Hälften teilte.

Von dort her hörte man unterdrücktes Weinen und beruhigendes Zureden.

Wie sanft und trostreich klang diese Stimme! Wie wenn sie zu einem kranken Kinde spräche. Man meinte unwillkürlich, das zaghafte Gesicht der Kranken dem Sprecher zugewandt zu sehen, — ihre nassen dankbaren Augen erwartungsvoll an seinem Munde hängend. —

Kurt setzte die mitgebrachten Sachen auf einen Tisch an der Wand und lauschte. Das war des Vaters Stimme! So sanft und liebevoll zuredend wie eben klang sie ihm oft und oft aus seiner eignen Kinderzeit herauf. O, er

wußte am allerbesten, wie es that, sich von ihr trösten und erheitern zu lassen, wenn man krank lag, wenn man Schmerzen litt. Er wußte, wie dann der Vater Stunden und Stunden stillgesessen hatte bei ihm, die kleine heiße Knabenhand in der seinen, und nicht müde geworden war, ihm selbstersonnene Märchen zu erzählen, — denn die selbstersonnenen, das waren die allerschönsten! — —

Aber es war kein krankes Kind, sondern ein gequältes, sterbendes Weib, das dort hinter dem Vorhang lag und lauschte. Es waren keine Märchen, die der Vater erzählte. Vom Himmel sprach er. Wie man einem Kinde den strahlenden Weihnachtsbaum verspricht, der es ganz bestimmt am heiligen Abend erwartet, wenn es auch nicht vorzeitig durch die Thürritze spähen darf, — so redete er vom Glanze des Himmels und von der Gewißheit eines seligen, ungetrübten Lebens, wo es weder Schmerzen noch Kümmernisse mehr gibt.

Immer leiser wurde das Weinen, immer getroster und wärmer wurde die Stimme, immer inniger die Bilder, die sie ausmalte. Man konnte sich ihrer Wirkung nicht entziehen. Es war, als habe sich vor der Kraft dieser Ueberredung und Ueberzeugung das niedrige Dach über der Krankenstube öffnen müssen, und als schauten des Vaters Augen empor in die Seligkeit, die er der Sterbenden erschloß, — und die es ihm gab, zu offenbaren, was kein Menschenblick gesehen, kein Menschenohr vernommen.

Der alten Rieke war das Küchenmesser in den Schoß gesunken. Mit gefalteten Händen saß sie in sich gebückt da, ein andächtiges Lächeln auf ihrem runzligen Gesicht.

Auch Kurt verharrte regungslos, ganz gefangen genommen und wie in einem Traum. Wunderlich flossen ihm beim vertrauten Klang dieser Stimme Gegenwart und Vergangenheit ineinander, als vermöchte er sie nicht mehr auseinanderzuhalten, die fröhlichen Märchenkinder in ihren bunten, lustigen Phantasiefarben und diese goldumrissenen Engelsgestalten, die so verklärt waren und so unfaßbar.

Ja, ihm unfaßbar, aber dem Vater eine ebenso wirkliche, ebenso vertraute Geisteswelt, wie den beiden Frauen, deren Herzen er zu ihr emporhob.

Ein wehes Gefühl überschlich Kurt allmählich. Wie fern, — wie fern standen der Vater und er sich doch! Wie fern war die Vergangenheit, des Vaters Jugend, wo sie Genossen hätten sein können! Alles, worauf er sich seit heute morgen so freute, zerrann ihm langsam in nichts. Unübersteiglich schienen ihm die Gedankenmauern, die sie voneinander trennten.

Oder waren sie es doch nicht? Beugte sich nicht auch hier, wie am Krankenbett des kleinen Kurt, der Vater nur herab zu kindlicher Einfalt? Gelang es ihm nicht auch hier nur, durch die eigne, dichterische Kraft mit greifbarem Leben zu erfüllen, was die menschliche Phantasie tröstend zum Glauben hinzuthat?

Nein, das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein. Der hier sprach, war nicht der Dichter, sondern der Prediger, der Wahrheitsverkünder. Denn sonst — — —

Kurt wurde plötzlich ganz heiß. Er verließ das Zimmer und trat vor die Thür unter die lärmenden Kinder.

Wenige Minuten später trat Pastor Arnsfeldt heraus.

Sein Gesicht leuchtete; in den Augen lag ein Ausdruck von Triumph und Träumerei, der Kurt ergriff.

„Halte dich drinnen nicht auf, wenn es nicht notwendig ist,“ bemerkte er, während sie den Heimweg einschlugen; „dieses Sterben in voller Jugend ist etwas Furchtbares. Es ist immer ein Kampf, ob es gelingt, dem Tod seinen Stachel zu nehmen. Freilich ist der Sieg auch köstlich, wenn es gelingt.“

Sie gingen eine Weile schweigend. Dann unterbrach Kurt die Stille: „Die Menschen müssen recht verschieden sein. Die einen brauchen im Tode und im Leben die religiösen Tröstungen, die andern wiederum gar nicht. Wir sprachen noch kürzlich mit Tante Babette davon.“

„Doch nicht so verschieden, wie es aussieht,“ antwortete der Pastor, „wer da glaubt, der Religion entraten zu können, schafft sich an Stelle ihrer Ideale und Stützen eben nur andre, — irgend ein Surrogat durch Menschen und Ideen. Wer den Abgott hat, fragt dann selten mehr nach dem Gott.“

„Ich finde das menschlicher und begreiflicher,“ sagte Kurt, „und warum auch nicht, da es dieselbe Wirkung thut?“

„Weil es nicht vorhält, mein Kind. Weil man die so idealisierten Dinge und Geschöpfe auf den ersten Stoß verliert, — je gläubiger man sie liebt, desto eher. Es scheint wohl Kraft, doch es bricht die Kraft, das wirkliche Leben zu leben. — — — Treib nie Abgötterei, mein Kind, auch mit den liebsten Menschen nicht.“

Sie bogen zur Pfarre ein, und in heftigen Stößen trieb ihnen der Wind entgegen.

„Nicht Abgötterei," erwiderte Kurt lebhaft, „aber an die liebsten Menschen glauben, — das muß man dürfen, so gewiß und sicher, wie atmen."

„Es heißt: selig sind, die nicht sehen und doch glauben," sagte der Vater schwer, — „ich aber sage dir: unselig die, welche glauben, weil sie sehen, — weil sie vergöttern, was in Fleisch und Blut lebt, und sich mit Händen greifen läßt."

Durch die Bäume des Pfarrgartens schaute das scheidende Tageslicht zu ihnen herüber, und von Zeit zu Zeit tropfte es von den Zweigen. Der Pastor öffnete die Glasthür zu seinem Studierzimmer und legte den feuchten Mantel ab.

Kurt stand still, ihn mit ernsten, fragenden Augen betrachtend und ohne eine Entgegnung zu finden. In der Art des Vaters zu reden war etwas, als sei es Kurts eigne übergroße, übergläubige Liebe zu ihm selbst, die er von sich scheuchen, die er leise abwehren wolle.

Da fuhr des Vaters Hand ihm sanft über das Haar.

„Wundert dich, was ich sagte?" fragte er mit seiner gütigen Stimme. „Die blinde Verehrung eines einzelnen Menschen, das ist gut für das Kind, — wie ein schützendes Nest ist es, wo der junge Vogel vertrauensvoll sich regen, eigne Schwingen ansetzen lernt. Mehr aber ist es nicht, darf es nicht sein! Nicht das Ziel! Nicht die Flugrichtung! Nicht die tragende Schwinge selbst! Was flügge ist, — — verlasse das Nest."

Einsilbig wurde von ihnen dreien das Nachtmahl eingenommen. Kurt versuchte vergeblich zu essen, er vermochte es nicht. Eine ihm selbst nicht verständliche

Erregung arbeitete in ihm. Sein Gesicht rötete sich immer stärker, und er empfand einen stechenden Kopfschmerz.

„Ich wollte, du legtest dich hin," bemerkte der Pastor, als sie sich von Tisch erhoben, und nahm Kurts kalte Hände in die seinen; „— du siehst so krank aus, mein Junge. Ich habe dich heute tagsüber so wenig gesehen, daß es mir entgangen ist. Wir wollen zusehen, ob es sich nicht verschlafen läßt."

Kurt schlang den Arm um des Vaters Nacken und küßte ihn heftig, ohne zu sprechen.

„Gute Nacht, mein lieber Junge. Ich gehe den Abend noch einmal ins Dorf zu einem Kranken."

Und der Pastor nahm die bereitgestellte Studierlampe vom Tisch und ging in sein Zimmer hinüber.

Dort schritt er eine Zeitlang mit gesenktem Kopf auf und ab. Dazwischen horchte er nach dem Nebenzimmer, ob Kurt sich auch wirklich zu Bett lege. Dann blieb er vor dem Schreibtisch stehn, zog ein verschlossnes Fach auf und blätterte lange in den Papieren, die darin lagen. Engbeschriebne Blätter waren es, verschiednen Formats, und sichtlich aus ganz verschiednen Jahren stammend.

Auf einem der Blätter blieben seine Augen länger haften. Es waren Verse darauf geschrieben, die lauteten:

„Glaubenswahn.

Senk dich herab, wo Gram und Elend ist!
Entfalte tröstend deine weichen Schwingen, —
Was du dem armen Menschenleben bist,
Das kann ihm keine — keine Wahrheit bringen.

Ein schöner Wahn, zu frühem Tod bestimmt,
Läßt du uns nur solange deinen Segen,
Bis dich der erste Zweifel von uns nimmt,
In seinen Armen dich ins Grab zu legen.
Holdseliger Genoß der schönsten Zeit!
Hast oft schon auf dem kleinen Grabeshügel,
— Zu heiliger Erinnerung geweiht —,
Zurückgelassen deine Engelsflügel;
Auf daß dem Geist, in Stürmen und Gefahr,
Dein zarter Fittich noch zum Schutze werde,
Und einmal noch dein kindlich Schwingenpaar
Im Traum ihn hebe aus dem Staub der Erde.
Drum auf dein Grab den allerschönsten Kranz!
Das was wir träumend einst in dir umfingen,
In deinem Zaubertrost und Märchenglanz,
— — Das kann uns keine Wahrheit wiederbringen."

Pastor Arnsfeldt griff nach der Feder, zögerte einen Augenblick, und zog dann langsam einen Querstrich über das Blatt. Von oben nach unten.

„Nekrolog!" sagte er leise. —

Nach einer Weile kam Babette herein und mahnte besorgt: „Sie vergessen doch nicht zu gehn? Sie vergessen es doch nie! Aber gewiß sind Sie matt und müde. Es wäre kein Wunder heute. Ach, es wäre Zeit zum Ausruhen von diesem anstrengenden Amt."

„Vielleicht wär es das."

Er saß noch immer am Schreibtisch, gebückt, das Blatt mit den Versen im hellen Schein der Lampe.

„Sie sagen das so sonderbar," meinte sie und näherte sich ihm, — „aber dennoch, trotz aller Sorge um Ihre Ruhe und Gesundheit, — ich kann es nicht lassen, mich immer wieder von neuem darüber zu freuen, wie sehr die Leute an Ihnen hängen und nach Ihnen

verlangen. Glaub nicht, daß einer ist, der Sie nicht segnete."

„Die Leute? — — ja, ja. Das ist ja möglich."

Er wandte sich langsam zu ihr, sah ihr fest in die Augen und fügte hinzu: „Bis auf Kurt."

„Wie kommen Sie nur auf Kurt?!"

„Ja, ich muß manchmal daran denken. Seitdem ich weiß, daß er doch nicht mehr desselben Glaubens ist, wie meine Gemeindekinder. Nicht alle Menschen brauchten meine religiösen Tröstungen, sagte er so ungefähr vorhin."

Babettens Augen hingen groß und gespannt an ihm, — sie bohrten sich förmlich ein in die seinen.

„Nun? Und? Was sagten Sie ihm darauf? — — Sie sagten ihm doch irgend etwas darauf?" drängte sie unruhig.

„Nicht viel. Was meinen Sie denn, sollte ich auch viel dazu sagen, wenn der Junge anfängt seinen eignen Weg zu gehn und meiner geistigen Vormundschaft entraten zu können? Ich freue mich einfach."

„Sie freuen sich?!" rief sie fast laut. „Aber denken Sie denn gar nicht daran, welch ein Unglück es ist, daß Kurt so absolut kein Verständnis für Ihre Wirksamkeit hat? Fühlen Sie denn nicht, daß ein solches Verständnis Ihr bester, ja Ihr einziger Verbündeter sein würde bei dem, was bevorsteht?"

„Ja, ja, ich weiß. Aber ich freute mich eben trotzdem. Denn ich will Ihnen nur sagen, es wäre durchaus kein gutes Zeichen, ein solches Verständnis. Das kann man in seiner Jugend gar nicht haben, wenn man ein frischer, ganzer Kerl zu werden verspricht. Da ist man noch so

ganz naiv und ehrlich eingenommen für das, was man selber für wahr hält, und verlangt von den andern, daß sie geradeswegs dafür sterben! Das ist herrlich, Babette! Lassen Sie mir nur den Jungen, wie er ist, sag ich Ihnen, und reden Sie nicht drein."

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit tiefem Mitleid an.

„Sie sind wirklich blind und taub, wo es ihn betrifft," versetzte sie, „und steuern damit direkt auf die gefährlichsten Stellen zu! — — Ich hoffe nur noch auf eins: darauf, daß Kurt bei all seiner kindischen Schroffheit und Härte des Urteils ja doch innerlich ganz abhängig von Ihnen geblieben ist. Er mag ein paar Gedanken mühsam selbständig bekommen haben, aber was sind Gedanken! Sie sind und bleiben doch für ihn sein ein und alles, seine Richtschnur und sein Höchstes."

„Aber, Babette!" sagte der Pastor vorwurfsvoll, „haben Sie denn meinen Jungen gar nicht lieb? Grade diese Abhängigkeit ist ja seine einzige Gefahr. Denn die Hauptsache ist doch, wie er mit sich selbst fertig wird, — ohne — ohne mich, — ohne durch mich Schaden zu leiden. Und wenn auch —," seine Stimme stockte und umflorte sich, „— wenn auch sein Verhältnis zu mir dann nicht mehr ganz die alte Innigkeit behielte, so — so wäre es ja besser — — für den Jungen."

„Ach, ich wollte, er wäre noch nicht nach Hause gekommen," versetzte sie in unterdrückter Erregung, rote Flecken auf ihren Wangen, und half ihm in den Mantel, „ich komme von der Angst nicht los! Sie hätten ihn ruhig erst in Genf zu Ende lernen lassen sollen."

„Ach, Babette, das war so lang! Ich bin schon an die Siebzig, vergessen Sie das nicht. Wer weiß, ob ich ihn dann noch einmal hätte herzen und genießen können, — meinen Jungen."

— — — — — — — — — — — —

Kurt lag währenddessen ruhelos in seinem Bett, und es that ihm wohl, aus dem leisen Stimmensummen nebenan zu entnehmen, daß jemand in seiner Nähe war. Dann wurde es still, und seine Unruhe nahm zu. In seinen Gliedern brannte sie, und seinen Kopf schnürte ein ungewohnter Druck zusammen. So totenstill wurde es im ganzen Hause plötzlich, nur der Regen klopfte wie mit Gespensterfingern an das Fenster, als stecke die dunkle Herbstnacht draußen voll von bösen Geistern.

Wenn der Schlummer Kurt nahte, so schrak er auf, von beängstigenden Vorstellungen gepackt. Er vermochte sie weder zu ordnen, zu klären, noch auch sich ihrer zu erwehren, — gleich spukhaften Gesichten verfolgten sie ihn, und sobald er die Augen öffnete, meinte er sie leibhaftig zu erblicken, diese Gesichte, — unter dem Bett, — hinter dem Schrank, — aus allen Ecken und Winkeln schienen sie schadenfroh hervorzulugen.

— — Wenn sie noch drohen wollten! Aber nein, — sie lächelten. Dies Lächeln war das Grausenhafte an ihnen. Gegen eine Drohung gibt es noch Kampf, — aber sie lächelten, wie jemand, der schon seines Sieges sicher ist. —

Und sie lächelten mit dem Lächeln des Vaters. Mit dem, das so seltsam und rätselhaft um seine Lippen lag — damals, als Kurt heimkehrte und ihm alles gestand, und so fürchtete, ihn betrübt zu haben. — — —

Und wird es nicht auch das selbe Lächeln gewesen sein, mit dem er sich heute zur Sterbenden niedergebeugt hat, dort bei der alten Rieke, hinter dem Kattunvorhang, — als er mit sanfter überredender Stimme die wunderschönen Märchengeschichten erzählte —?

Nein, die wunderschönen Himmelsgeschichten — —.

Kurt starrt in die Dunkelheit um ihn, und langsam, langsam verzerrt sich das Lächeln zu einer hämischen Fratze —.

Mit einem erstickten Schrei fährt er empor. Ihm kommt es vor, als habe die Fratze einen scheußlichen Mund aufgethan und ihm etwas zugerufen, — — ja, ja, ganz gewiß! Denn ganz gewiß hat er das nicht selber gerufen! — — Mit des Vaters lieber Stimme rief sie ihm zu: „Lügengeschichten!"

An allen Gliedern zitternd springt Kurt vom Bett, drückt beide Augen zu, und stößt die Thür zum Studierzimmer auf.

Da drinnen ist es dunkel und leer. Aber ohne sich dessen bewußt zu werden, hat er auf eine Nothilfe aus seiner Kinderzeit zurückgegriffen, — aus der Zeit, wo er beim Einschlafen den traulichen Lichtschein sehen mußte, den die Lampe von des Vaters Schreibtisch zu ihm hereinsandte.

Und wirklich wirkt die alte Erinnerung, und der Schlummer kommt ihm näher.

„Jetzt bin ich ein kleines Kind, und gleich wach ich auf, und am Schreibtisch sitzt der Vater!" denkt er im Halbschlaf.

Da gleitet es wirklich hell über seine Augenlider.

Verwirrt schlägt er sie auf und hebt den Kopf ein wenig vom Kissen.

Vom Gang her blinkt Licht durch die Thür der Studierstube, und eine kleine graue Gestalt geht geräuschlos durchs Zimmer. Es ist Tante Babette mit Staubtuch und Federwisch. Wie ein grauer Hausgeist sieht sie aus.

Ein guter Hausgeist, von dem ein beruhigender Zauber ausgeht. Wie sie jetzt das Licht niedersetzt und leise herumhantiert, jedes einzelne Ding mit dem gleichen fürsorglichen Interesse anfassend und ordnend, müssen vor ihrem Walten alle ängstlichen und phantastischen Träume zerflattern. Jedes Ding erhält seine behagliche Prosa wieder, und doch fühlt man wohlthuend aus jeder ihrer Bewegungen heraus, daß das, was hier, zwischen Nacht und Morgen, vollbracht wird, für Tante Babette etwas andres bedeutet, als nur eine staubige Hausarbeit.

Jetzt ist sie beim Schreibtisch mit dem Aufräumen der herumliegenden Sachen beschäftigt. Da zuckt sie zusammen.

Sie nimmt das Blatt mit den Versen, das mitten auf der Tischplatte liegen geblieben ist, in die Hand und wirft einen scheuen, durchdringenden Blick auf die offene, sonst stets geschlossene Thür zu Kurts Schlafstube, als fürchte auch sie ihrerseits, plötzlich ein Gespenst von dort herausschauen zu sehen.

Dann holt sie ein Schlüsselchen aus dem obersten Fach, schließt eine Seitenschublade auf und legt das Blatt hinein. Das Schlüsselchen nimmt sie an sich.

Darauf hebt Tante Babette das Licht hoch, greift nach ihrem Tuch und Federwisch, und geräuschlos, wie sie gekommen, schleicht sie sich hinaus.

Kurt aber sitzt aufgerichtet, den Kopf auf die Arme gestützt, im Bett.

Und aus weitgeöffneten Augen starrt er wieder hinein in das Dunkel —.

IV.

Der Sturm, der seit dem Sonntag den bunten Herbst von den Zweigen zerrte, hat sich gelegt, aber schon ist sein Zerstörungswerk vollbracht. Was vor ein paar Tagen noch goldgelb und rot und braun vor dem Winde herflatterte, das klebt schon in schmutzigen Farben am Boden, oder treibt sich in einer der breiten Lachen herum, die der Regen überall gebildet hat. Nur die Eichbäume an der Einfahrt des Dorfes und an der Chaussee tragen ihr unverwüstliches Laubkleid, das bestimmt ist, immer dürrer und härter zu werden, bis es noch im Frühjahrsbeginn die Blätter raschelnd aneinanderschlägt, wie ein bewegliches Gerippe.

In Onkel Justus' Sommerwohnung sind Fenster und Balkonthür sorgfältig vor der rauhen Witterung draußen geschlossen worden. Er selbst liegt mit dem allerkläglichsten Gesicht von der Welt auf seinem roten Ripssofa ausgestreckt. Die gestrickte Fußdecke hat er hochgezogen und sie sich fest um die Magengegend gewickelt, und dem Haar, das rückwärts in dünnen grauen Strähnen über das Polster des Sofas niederhängt, sieht man es an, daß er heute morgen alle

gewohnte peinliche Sorgsamkeit bei der Toilette vergessen hat.

Auf dem runden Tisch vor ihm befindet sich eine ganze Versammlung von Flaschen und Fläschchen, Salbentöpfchen und Schachteln, — denn sobald Onkel Justus sich schlecht fühlt, hat er nicht mehr die Geduld, nur eine Arznei zur Zeit zu gebrauchen.

Als Kurt am Nachmittag hereinkommt, stolpert er über einen ledernen Handkoffer, der mitten in der Stube am Boden liegt. Dicht dabei gähnt ein riesiger Reisekorb neben einem wilden Durcheinander der verschiedensten Sachen, die sich hier einträchtig zu einem Haufen zusammengefunden haben. Inmitten der kleinbürgerlichen Ordnung des Mietzimmers, dessen symmetrisch verteilte Nippes, Glasvasen und Bilder unverrückt ihren Platz behaupten, nimmt sich dieses zusammenhanglose Allerlei doppelt verirrt und heimatlos aus.

„Also ist es doch wahr, — du willst schon heute in dein Stadtquartier?" bemerkt Kurt mit einem Blick darauf, „Vater erzählte es heute morgen und schickt mich her, dir zu helfen. Willst du nicht besseres Wetter abwarten?"

Der Alte nickt grämlich.

„Jawohl, — warten! Hast du je in deinem Leben Kolikschmerzen gehabt? — — Worauf h a b e ich denn gewartet? Nur darauf, daß du wieder gesund werden solltest. Das war Sonntag. Nun ist's Mittwoch. Drei Tage Kolikschmerzen."

„Also will ich einpacken," sagt Kurt, und kniet am Boden nieder. Onkel Justus, dessen Stimme heute einen

gradezu gebrochenen Klang hat, gibt ihm von seinem Sofa aus die nötigen Anweisungen.

„Ist es dir gar nicht ängstlich zu Mute, wenn du krank bist, — kommt dir nie der Gedanke, du könntest mit einemmal sterben?“ fragt der Alte plötzlich dazwischen.

Kurt schüttelt den Kopf, ohne sich im Packen zu unterbrechen.

„Nein, daran hab ich nie gedacht. — Aber wie kann es dir eigentlich ängstlich sein, Onkel Justus, der du doch immer nur auf das schlechte Leben schiltst.“

„Thu ich das? — — Ja, vielleicht, wenn ich bei guter Laune bin. Was sich liebt, das neckt sich. Bei Magenschmerzen thu ich es niemals. Da finde ich das Leben sehr begehrenswert, ja ich fühle mich dann gradezu ins Leben verliebt. — — Ich hätte sogar gegen ein ewiges Leben nicht das Geringste einzuwenden. Natürlich lieber ohne Magenschmerzen, aber wenn es die Wahl gilt, selbst mit ihnen.“

Kurt antwortet nicht. Er läßt sich heute durch Onkel Justus' Späßchen nicht aus seiner Ruhe bringen.

Der Alte stößt einen tiefen Seufzer aus, streckt sich auf den Rücken und faltet seine Hände über dem Leib.

„Bitt Gott um Dummheit!“ sagt er. „Die angenehmsten Ansichten und Aussichten werden uns vom Verstand verleidet. Da gibt es vielleicht die glücklichste, die trostvollste Weltanschauung, — eine wahre Apotheke gegen alle Schmerzen. Es gibt auch in der That mehr als eine solche, denn als die Menschen noch dümmer, will sagen: klüger waren, als wie heute, da gaben sie sich viel Mühe

damit, solche Apotheken zu bauen. Aber was hilft es! Wir Superklugen glauben sie grade deshalb nicht benutzen zu dürfen, weil sie alle Aengste stillen, alle Schmerzen lindern, alle Rätsel lösen. Wir mißtrauen ihnen, wie einem Spieler, der immer gewinnt. Wir argwöhnen die falsche Karte."

Als es nach dieser langen Rede still bleibt, dreht sich Onkel Justus mühselig auf die Seite, um besser zu Kurt hinübersehn zu können. Einen Augenblick liegt er so, etwas stöhnend. Dann bricht er empört los: „Aber warum redest du denn keinen Ton? Wie lange Monologe soll ich um Gottes willen denn noch halten? Du bist doch sonst nicht aufs Maul gefallen! Und dazu dies Leichenbittergesicht! Als wolltest du schon hinter meinem Sarge hergehn."

Kurt hält mit dem Packen inne und blickt gleichgültig auf.

„Wovon soll ich denn sprechen, Onkel Justus? Warum soll ich immer streiten? Du bist ja so viel älter, klüger und erfahrner, — du hast ja gewiß ganz recht mit dem, was du sagst."

„Aber du siehst ja doch, daß es mir heute kein bißchen Vergnügen macht, recht zu behalten und klüger und erfahrner zu sein, — und nun gar älter!" ruft der Alte ganz aufgebracht, „du mußt wirklich ein Patent darauf genommen haben, mich zu ärgern! Sonst, wenn ich gesund bin und mich über meinen eignen Verstand freue, widerspricht mir der Junge bei jeder Silbe und schreit, wer weiß wie sehr. Und heute, wo ich doch ganz sichtlich auf einen Widerspruch warte, gibt er mir plötzlich recht in den allerunangenehmsten Dingen!"

„Verzeih!“ sagt Kurt geduldig. „Aber du hast immer gesagt, meine Einwände seien dir zu grün.“

„Freilich sind sie das! Aber was grün ist, kann unter Umständen gerade froh und erquicklich wirken. — — Es ist gar nicht schön von dir, damit zurückzuhalten. Und ich gebe dir immer das Allerschönste, was ich habe,“ erwidert der Alte, und seine Stimme wird ganz kläglich, „du siehst ja, was für schlechte Krankenwärter meine eignen klugen Gedanken sind.“

Kurt schaut einen Augenblick zaudernd vor sich nieder. Dann läßt er fallen, was er gerade in der Hand hält, erhebt sich vom Boden, tritt dicht vor Onkel Justus hin und sagt, ihm offen ins Gesicht blickend: „Onkel Justus! ich will dich nicht täuschen. Ich kam heute nicht um deinetwillen her, — nicht wegen des Umzugs, oder um dich zu unterhalten, sondern nur um meinetwillen. — — — Ich dachte mir, die eine Viertelstunde, die ich brauche, würdest du trotz deines Unwohlseins für mich übrig haben. — — Denn ich muß dich nach etwas Furchtbarem fragen.“

Der Alte hat erst gespannt und erstaunt, dann mit immer ängstlicheren Augen zugehört. Jetzt legt er entsetzt beide Hände über die Ohren und ruft abwehrend: „Nein, — nein! Das schon bitte nicht! Das ist gewiß etwas höchst Unangenehmes, — ich fühle das schon. Um Gottes willen laß mich doch nur mit deinen Fragen in Ruhe! Hätt ich dir doch nur nie im Leben irgend etwas erzählt! Ich weiß nichts! Wirklich gar nichts! Absolut nichts!“

Kurts Lippen pressen sich zusammen, und er atmet

schnell und heftig. Eine Minute lang steht er unentschlossen, in schwerem Kampfe mit sich selbst. Dann sagt er mit erzwungener Ruhe: „Nun gut. Es sei. Es ist auch nicht mehr nötig. Und das eine, das ich jetzt noch wissen möchte für meine Gewissensruhe, das könntest ja auch du mir nicht sagen, Onkel Justus. Nein, — — kein Mensch kann es ja für einen andern verantworten und einem andern Menschen sagen, ob das ein Verbrechen ist: Jemanden, den man liebt und heilig hält, wie nichts sonst auf der Welt, — auf einen Augenblick tödlich zu beleidigen und zu beschimpfen."

„Redest du eigentlich irre? — — Da versteh ich kein Wort von, keine Sterbenssilbe!" versichert Onkel Justus erleichtert und setzt sich auf.

„Nein, das glaub ich wohl. Du sollst ja auch ganz aus dem Spiel bleiben. — — Aber es kann vorkommen, daß man ein solches Verbrechen begehen muß, — begehen muß!" wiederholt er fast drohend, „um nicht an der Ungewißheit wahnsinnig zu werden."

„Na, in des Teufels Namen!" sagt Onkel Justus ärgerlich, „so begeh es doch nun endlich! — — Da bin ich aber doch wirklich neugierig."

Kurt blickt ihn mit Augen an, die dem Alten ganz wunderlich vorkommen.

„— — — Ich habe erfahren," sagt Kurt leise, ohne den Blick von seinem Gesicht abzuwenden, und fährt zusammen, „— einerlei wodurch. Aber ich hab es unwiderleglich erfahren, daß Vater — nicht nur in der Jugend, sondern auch jetzt, — daß er gar nicht so denkt, wie er predigt."

Kurt bricht ab und verfärbt sich. Er kann nicht weiter sprechen.

Der Alte sieht ihn erschrocken an.

„Wer behauptet denn, daß — — daß —"

Einige Sekunden lang starren sie einander stumm in die Augen, als wollte einer in des andern innerster Seele lesen. —

„— Ich weiß es!" stößt Kurt mit Anstrengung heraus, blutrot im Gesicht, wie ein Lügner, „— — und du, — du mußt es auch gewußt haben, — — ich flehe dich an, sage mir's." —

„Geahnt!" flüstert der Alte, „— und später gewußt. Ich habe nie, niemals an Theos Gesinnungswechsel geglaubt, und seine Ansichten in der Jugend blieben mir doch nicht verborgen. — — Aber ich fand die ganze Geschichte so natürlich, so selbstverständlich. Siehst du, Junge, ein Prediger hat auf die Masse zu wirken, — dabei kann es ihm nur dienlich sein, wenn er geistig über ihr steht."

„Ich flehe dich an, — sage mir: warum? Warum du es weißt," murmelt Kurt heiser, „— warum du es so bestimmt weißt."

„Warum? — — Ach so, nun versteh ich dich erst! O du Wirrkopf! o du Esel!" ruft Onkel Justus lebhaft, und greift nach Kurts Hand, „— jetzt versteh ich, — steh doch nur nicht so da wie eine Salzsäule! Ich kann dich vollkommen beruhigen. Wirklich ganz beruhigen. Du fürchtest wahrscheinlich, dein Goldvater hätte am Ende aus niedrigen Motiven, — Eigennutz, — Gelderwerb, — oder so etwas seine Ansichten gewechselt. Nein, davon

ist gar keine Rede. Der Theo wäre geringerer Dinge wegen getrost bei Wasser und Brot verhungert. — — Aber da war die Geschichte mit der Mutter, — — verstehst du?"

„— — Sage mir nur, ob — — ob du es bestimmt weißt!" wiederholt Kurt, der furchtbar blaß geworden ist.

„Ich konnte es mir nur zu gut zusammenreimen. Wenn seine Mutter ins Spiel kam, sagte der Theo nicht Muck. Sonst hätt er vielleicht seinem glaubenseifrigen Vater widerstanden und wäre nicht Theologe geworden. Aber die Mutter! Der Sohn der Jüdin, der mag freilich nicht in die christliche Kirche, hieß es gleich. — — Ich war Zeuge davon, welche Wandlung in der ganzen Stimmung zwischen den Gatten es hervorrief, sobald Theo eingewilligt hatte, sobald er sich ‚christlich-germanisch' bewährt hatte; — — der Vater erkannte seinen Sohn. — Ich glaube, auch ein Härterer als Theo wäre in diesem traurigen Kampf unterlegen."

Kurt ist unbeweglich vor Onkel Justus stehn geblieben. Er erwidert nichts.

Dem Alten beginnt es unheimlich zu werden, und er bemerkt mit einiger Unruhe: „War denn das nicht selbstverleugnend gehandelt? Nennst du das etwa ‚unedle Motive?' Was machst du also noch für ein einfältiges Gesicht? Lieber Junge, so sei doch vernünftig, — zum Henker! Du sagtest mir ja, du wüßtest schon von der Sache. Nun, etwas Schöneres als diese pietätvollen Motive konnte ich dir doch unmöglich mitteilen. Sei vernünftig. Komm her!"

Kurt schüttelt den Kopf und greift mit zuckender Hand nach seiner Mütze, die auf dem Tische liegt. Ihm ist, als ob das Zimmer mit dem Tisch und allen Flaschen und Schachteln anfinge, sich langsam um ihn zu drehen.

„— Nein, — ich danke dir, Onkel Justus, — aber ich glaube, — ich muß jetzt allein sein," bringt er undeutlich heraus.

Und ohne den Zuruf des Alten zu beachten, wendet er sich der Thür zu und verläßt das Zimmer.

Onkel Justus bleibt verdutzt zurück, aber der Ausdruck in Kurts Gesicht überrascht ihn noch mehr, als er ihn beunruhigt. Wer, wie er, dies junge offene Gesicht kennt, in dessen lebhaftem Mienenspiel sich fortwährend rückhaltlos alle Seelenregungen und Gedanken widerspiegeln, der muß über das eigentümlich Gehaltene, Zurückhaltende erstaunen, das plötzlich alles Kindliche davon abgestreift zu haben scheint.

Kurt ist freilich gewöhnt, seinen Empfindungen unbekümmert freien Lauf zu lassen und nachzugeben, und auch jetzt tobt ein übermächtiger Drang in ihm, sich zügellos gehn zu lassen und sich auszuschreien. Aber Onkel Justus weiß nicht, daß eins ihn noch stärker beherrscht als dieser leidenschaftliche Drang: das ist eine feine scheue Scham vor menschlichen Augen, die in seine Qual hinabblicken könnten.

So geht Kurt die Treppe hinunter und mit gesenkten Augen an den Leuten vorüber, die hier und da bei den Ladenthüren und vor den Gehöften herumstehn und Feierabend machen. Seitwärts aus dem Dorf geht er

hinaus, querfeldein, über die weiche aufgegrabene Erde leerer Kartoffeläcker und in den schmalen Feldfurchen an der Wintersaat hin, die ihre zarten hellgrünen Hälmchen in die Oktoberluft streckt. Immer weiter geht er, bis er inmitten der unbegrenzten einsamen Ebene dasteht.

Und hier, dem entfernten Dorf gegenüber, hier wirft er sich auf den Boden nieder, lang hingestreckt in die nassen Stoppeln und das Unkraut, das sie wild überwächst, und mit gekrümmten Fingern wühlen seine Hände sich tief ein in die regendurchweichte Erde. Und dann schreit er laut auf, — kurz, gellend, daß es weithin tönt über die stillen Felder.

Tiefer sinkt die Dämmerung um ihn. Nur schattenhaft noch heben sich die Häuser drüben vom bedeckten Himmel ab. Im Osten hat der Wolkenvorhang sich geteilt, der Mond tritt hervor und überstrahlt das kleine Dorf mit unsicherem Glanz. Wie eine schwere kompakte Masse liegt in der Mitte des Ortes die Kirche unter ihren Linden da, und um sie herum drängen sich die Häuser und Hütten wie um ein Nest zusammen, von dem Schutz und Wärme für alle ausgeht. Die regennassen Dächer und die tropfenden Baumwipfel und die Wasserlachen rings umher werfen den schwachen Schimmer des Mondes zurück und verstärken ihn. Wie ein lichtumwobenes Bild hebt sich das Dorf aus der Herbstnacht heraus. So wunderbar fern und fremd und bildhaft liegt es vor Kurts Augen da, als sei es ein bloßes Gemälde, — etwas lang Vergangenes, einst Gewesenes, das ein Traum zurückruft und ein sanfter Augenblick der Erinnerung verklärt.

Der weiche Frieden mit seiner verträumten Gemütsstimmung greift dem Knaben schmerzhaft ans Herz. Die lautlose Einsamkeit um ihn her wird ihm furchtbar. Unwillkürlich reckt er den Arm empor, als wär er im stande, die schweigenden Baumwipfel dort im Garten zu erfassen und zusammenzuschütteln, daß sie aufrauschend brechen, — dem Sturm zu gebieten, daß er über dies stumme Idyll hinbrause, und es gewaltsam zur Sprache bringe, — bis allen offenbar wird, was es verbirgt und in seinem Dunkel geheim hält.

Aber der ausgestreckte Arm greift ins Leere; feucht und kalt legt sich die regungslose Luft Kurt um Stirn und Schläfen. Ein Nebeldunst entsteigt der Erde und zieht sich in weißlichen Streifen niedrig über die Wiesen hin. Unangreifbar, unveränderlich ruht die einsame Stille um Kurt, der tiefe lautlose Friede, der alles umfängt.

Da reißt es ihn empor, daß er aufspringen muß, der Stille zu entfliehen und der Einsamkeit. Und nochmals geht er weiter und immer weiter, läuft er, stolpert über die Steine, die ihm zwischen die Füße kommen, rafft sich von neuem auf, wie gepeitscht von einem Entsetzen in ihm, das laut nach Betäubung schreit.

In glitzerndem Halbkreise kommen ihm die Lichter der Vorstadt und dahinter der Hauptstadt näher und näher, wie wenn sie, größer und stets größer werdend, ihm entgegeneilen wollten, um ihn zu umringen.

Von Zeit zu Zeit wendet er den Kopf und bleibt atemlos stehn. Die kleine Pfarre ist längst verschlungen vom dichten Dunkel der Nacht, als wäre sie für immer von der Finsternis hinweggelöscht worden. Aber um ihn

herrscht noch immer das unerträgliche Schweigen, das mit tausend gellenden höhnischen Stimmen auf ihn einzureden scheint, mit den Stimmen seiner eignen Verzweiflung.

Und weiter, immer weiter läuft er. Bis das zerstreute Lichtmeer vor ihm sich öffnet, und das Gewirr der Häuser und Straßen sich hinter ihm schließt.

Hier gibt es noch keinen Feierabend wie draußen im Dorf. Hier hastet und drängt es noch in breiten Menschenwogen über das steinerne Pflaster, beladene Fuhrwerke rasseln, Karren klappern; aus Fabriken und Arbeitslokalen strömt eine geschäftige schwatzende Menge.

Der Lärm berührt Kurt noch empfindlicher, als das Schweigen der Ebene, — ja fast beleidigend, als ob es unmöglich sei, daß sich heute, wie an irgend einem gleichgültigen Tage, dies ganze Getriebe unbekümmert weiter wälze und drehe. Wie gleichgültig ist in Wahrheit das, was draußen auf einem verlorenen Dorf ein Himmelspastor einer Handvoll von Menschen predigt!

Kurt geht die Straßen entlang, den vornehmeren Vierteln zu, mit ihren ruhigeren Spaziergängern und dem weniger geräuschvollen Andrang herrschaftlicher Equipagen. An den hellen Schaufenstern geht er hin und an den elektrischen Leuchtkronen der Restaurationen und Hotels, vor deren Eingängen das herumstehende Dienstpersonal ihn mit verwunderten und dreisten Blicken mißt. Hier fallen seine nassen Kleider auf, die nur allmählich an der Luft trocknen, und an denen große Schmutzflecke immer deutlicher hervortreten. Das Haar ist ihm im Laufen feucht geworden unter seiner Mütze; als er sie abnimmt,

lösen sich einzelne Strohhalme von ihr und fallen zu Boden.

Dicht drückt Kurt sich an die Wände der Häuser, den Blicken der Vorübergehenden auszuweichen, fast unbewußt strebt er den dunkleren Seitengassen zu. Entlaufen möchte er den zudringlichen Gaffern, — ach nein, nicht ihnen! Nicht ihnen! — nur sich selbst entlaufen, — das ist es! Um jeden Preis, und sei es auch nur auf Augenblicke, sich selbst vergessen und alles vergessen, — aus der Vereinsamung heraus sich winden, der kalten, fürchterlichen, die ihn mitten im Lärm und Stimmengewirr, im Klingeln der Pferdebahnen und Stampfen der Hufe nur immer fester umkrallt, — immer unerbittlicher, wie aufsteigender Wahnsinn.

Eine zitternde Abspannung befällt ihn, wie wenn er sich gleich hinstrecken sollte auf den glatten Asphalt, zu Füßen der achtlos schlendernden Menschen und rollenden Wagen. Ach ja, liegen, still liegen, und sich treten, zertreten lassen bis zu völliger Bewußtlosigkeit.

Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, schleicht er sich langsam an den Häusern entlang, — wieder weiter, immer weiter, — bis das Zentrum der Stadt ihn verschlungen hat. — — —

* * *

In der offenen Glasthür des Arbeitszimmers steht Babette und späht in die Nacht hinaus. Lange schon steht sie da, lauschend und wartend und in einer ahnungsvollen Unruhe, als habe ihr die Nachtluft den Schrei zugetragen, der über die Felder gellte, oder als

habe sie Kurt daliegen sehn in den nassen Stoppeln und Lupinen, die Hände in den Boden gekrampft, hilflos, hilfesuchend und so todeseinsam.

Pastor Arnsfeldt ist im Dorf, die Stuben liegen dunkel, nur auf seinem Schreibtisch brennt Babettens Licht.

Erst gegen Mitternacht kehrt der Pastor zurück.

„Ist Kurt noch nicht zu Hause?" lautet seine erste Frage.

Sie schüttelt den Kopf, fügt jedoch gleich hinzu: „Sorgen Sie sich nur nicht darum. Ich habe mir schon gedacht: der Alte wird lange zu kramen gehabt haben und Kurt noch in der Stadt aufhalten. Und wenn es dem Fuhrmann mit dem Warten zu spät wird, könnte Kurt wohl auch zur Nacht bei ihm geblieben sein."

„Das glaub ich nicht. Dann würde vom Gastwirt Krüger, der den Wagen geliefert hat, schon Bescheid gekommen sein," entgegnet der Pastor und entledigt sich seines Mantels, „ich wollte auch selbst noch bei Justus vorsprechen, aber diese Verhandlungen zogen sich so nutzlos in die Länge."

„Ist der Geistliche wieder bei der Rieke gewesen?" fragt sie eifrig.

„Ja. Er glaubte die kranke Katharine noch am Leben zu treffen, und statt dessen traf er mich. Den Leuten hier ist es ganz ungewohnt, solchen gestrengen Herrn zu hören."

Babette schließt die Glasthür und sagt, nicht ohne leisen Spott: „Es ist ja genug, daß er die Katharine aus dem Dienst gejagt hat. Mit langen Gewissensreden würde er hier kein Glück haben. Hier wirft ihm sicher

jeder seine strengen Worte über die Tote und ihr Kind als Unrecht vor."

„Als Unrecht?" Er setzt sich auf den Sessel am Schreibtisch und fährt zerstreut über die darauf liegenden Papiere, „— nun, mit Unrecht! denn von seinem Standpunkt aus hat ja der Mann gewissermaßen Recht. Nur — in diesem Fall —"

Babette schaut ihn an wie versteinert.

„Recht?! — — Und das sagen Sie?!"

„Von seinem Standpunkt aus, meine ich. Aber vergessen Sie doch nicht, daß es einfach der Standpunkt des geltenden Christentums ist, den er vertritt. Ist es nicht sein gutes Recht, auf den festgestellten, allgemein geltenden Normen zu fußen und mir vorzuwerfen, daß ich sie mit eignem Gutdünken verwechsle?"

„Eignes Gutdünken! Meinen Sie etwa, daß Ihre Amtsbrüder bei ihrer Bibelauslegung kein eignes Gutdünken beimischen? Das können sie gar nicht vermeiden, solange sie Menschen sind."

Der Pastor bewegt tadelnd den Kopf.

„Sophismen, Babette! Sie wissen recht gut, daß es ein Unterschied ist, ob man bewußt und zu bestimmten Zwecken, oder unwillkürlich und in gutem Glauben eignes Gutdünken walten läßt."

„Ja, gewiß ist es ein Unterschied!" bestätigt sie lebhaft, „Ihre Amtsbrüder gehn nämlich einfach nach der gewohnten Schablone, und daher sehen auch ihre kleinen Abweichungen einander so ähnlich, wie eine Bequemlichkeit der andern ähnlich sieht, — und darum nennt man sie gar nicht mehr persönliche Abweichungen! Sie

hingegen werden nicht müde, in jedem einzelnen Fall herauszufinden, was jedem einzelnen notthut und wohlthut, was trösten und was erheben könnte im hergebrachten Glauben."

„Darauf würde mit Recht der Gläubige antworten: zu solchen Manipulationen ist der Glaube gar nicht da, und es ist noch weniger vermessen, ihn zu leugnen, als ihn, gleichviel zu welchem Mißbrauch, zu fälschen, denn das heißt: sich an des Herrgotts Stelle setzen, — oder, wie es einmal gegen mich behauptet wurde: ihn überbieten wollen, mit einem allzu nachsichtigen Gott und einem allzu gewissen Himmel."

„Jawohl! überbieten an Langmut und Trostkraft!" bemerkt sie bitter. Und sie legt ihre Hand auf seine Schulter und sagt eindringlich: „Befreien Sie sich von Ihren plötzlichen Bedenken! Werfen Sie's auf mich! Erinnern Sie sich daran, daß überhaupt nicht Sie der eigentliche Schuldige sind, sondern ich. Ist es nicht so? Bin ich es nicht gewesen, die Sie in der Bibel lesen lehrte? Sie die Bibel ‚fälschen' lehrte, wie Sie es vorhin nannten. Bin ich es nicht gewesen, die Sie zum ‚Himmelsprediger' machte?"

Er wendet sich müde ihr zu.

„Ja, Babette, Ihr Verdienst um mich, Ihre Hilfe will ich wahrlich nicht schmälern. Daß Sie so herzinnig mitfühlten, — daß Sie für jeden einzelnen ein Herz voll von erfinderischem Mitgefühl besaßen, — das war wohl die Hauptsache. — — Und Sie, — haben Sie es denn niemals wie einen Betrug empfunden, Babette?"

„Niemals!" entgegnet sie beinah feierlich, mit glück-

lichen Augen, „— niemals! Wissen Sie, worin ich meine Achtung vor mir selbst hatte all diese Jahre hindurch, — ja meinen ganzen moralischen Stolz? Darin daß ich es den Menschen nicht neidete, was sie durch Sie erhielten an allem, was dem Leben Trost und Halt gibt. Stolz war ich, daß ich, die alles verloren, auch noch mit beschenken half. Und Freude hatte ich, — täglich neue Freude, an diesem Gedicht voll Segen und sanften Verheißungen, voll Nachsicht und Milde, das wir uns gemeinsam aus den Blättern des Evangeliums schufen, — fern von allen harten Satzungen und richtenden Worten."

Er sieht sie an mit staunenden und beinah ungläubigen Augen.

„Das klingt wie ein Wunder, Babette. Zufrieden, — nein, beglückt zu sein, weil man wenigstens im Schein dessen leben kann, was man in Wahrheit und Wirklichkeit verloren hat! — — Und diese bloße Scheinwelt mit so freudigen Händen aufbauen, wie einen Geburtstagstisch für andre! Und darin auch noch seinen Stolz haben! — — Ich glaube, das kann auch nur eine Frau."

„Sie wundern sich darüber, und sind doch selbst über Ihre Skrupel hinweggekommen. Reden Sie sich nicht jetzt mit einem Mal das Gegenteil ein."

„Nein, das thu ich nicht. Aber das war doch etwas andres. Ich hab es mir viel mehr philosophisch, als mit dem Herzen zurechtgelegt. — — Alle menschlichen Standpunkte sind ja schließlich so bedingt und beschränkt. ‚Was ist Wahrheit?' — — Man kann tausend Gründe dafür finden, nur das für die Menschen als wahr gelten zu lassen, was ihrer menschlichen Bedürftigkeit entspricht.

Man kann sich damit in Gedanken über alle einzelnen Standpunkte stellen, — sozusagen außerhalb, und sie zu einer reinen Glückseligkeitstheorie benutzen."

„Davon versteh ich nichts," meint sie lächelnd, „aber es ist notwendig, daß Sie sich diese Grillen von heute abend aus dem Kopf schlagen. Es ist schon spät; Sie dürfen heute nicht wachliegen und grübeln. Morgen ist viel zu thun, — es ist auch der Kinderunterricht."

„Ach ja! die Kinder, — die Kleinen!" sagt er froh, und ein heller Ausdruck geht durch seine Augen.

„— Die so an Ihnen und Ihren schönen Geschichten hängen," fügt sie rasch, seine Stimmung benutzend, hinzu, „— daran wenigstens werden Sie doch skrupellose Freude behalten?"

„Ja, ja, Babette." Er steht langsam auf, zündet ein zweites Licht an und reicht ihr die Hand; „also gute Nacht. — Aber — wenn der Junge nach Hause kommen sollte, so wecken Sie mich, bitte, damit ich es erfahre. Ich werde dann besser schlafen."

Damit geht er in sein Schlafzimmer hinüber.

Tante Babette bleibt neben der Glasthür sitzen und schaut mit sorgenvollen Augen hinaus. Die Nacht verrinnt langsam, ohne daß sie Ruhe findet. Horchend kauert sie dort im Winkel, als sei sie der Hausgeist selber, der unruhig die Stätte, wo er umgeht, von Gefahr bedroht sieht.

Kalt und grau dämmert der Morgen heran. Mit matter Helle kommt er hinter einem alles umfließenden Nebeldunst hervor. Feucht und schwer wogt und wallt es, bis hinauf zum verschlossnen Himmel, der niedrig

über den kahlen Bäumen liegt. Dann ballt es sich zusammen zu einer formlosen Masse, die jede Fernsicht abschneidet, jeden Ton aufsaugt, jeden Gegenstand in sich selbst isoliert, so daß der Blick auf seinem nächsten Umkreis ruht wie auf einem Geheimnis.

Von quälender Unruhe aus dem Bett getrieben, ist Theo schon mit dem Morgengrauen in den Hof vor die Hausthür getreten und sucht mit den Augen den weißen wallenden Dunstflor zu durchdringen. Das unbestimmte Frühlicht um ihn verleiht der müden, gebeugten Gestalt einen Ausdruck erschreckender Hinfälligkeit, den sie sonst nicht besitzt. Beinah hilflos sieht er aus mit der stummen Sorge in den Blicken.

Da schlagen die Hunde an, die sich tief in das Stroh ihrer Hütte verkrochen haben. Bellas glänzende Schnauze streckt sich schnuppernd aus der runden Oeffnung.

Wie urplötzlich aus dem Erdboden emporgewachsen, so unerwartet, wie heute alles vor das Auge tritt, steht dicht vor Theo Kurts schlanke Gestalt im weißen Nebelrahmen.

Als er den Vater so unvermutet vor sich sieht, schrickt er zusammen.

An ihm vorbei sucht er mit tastend vorgestreckter Hand die Thür zu erreichen.

„Kurt!" ruft ihn der Vater an, „Kurt! wie siehst du aus, wo bist du gewesen?"

Da bleibt er stehn. Seine Kleidung ist sehr beschmutzt, die Mütze hat er verloren, und wirr hängt ihm das feuchte Haar ins Gesicht. Mit stumpfem, gleichgültigem Ausdruck schauen die Augen daraus hervor, ge-

rötet und müde. Nur die Hand tastet noch immer, als suche sie nach einer Stütze.

Der alte Mann ist ihm nah, — ganz nah gekommen. Er beugt sich über ihn, und es entringt sich ihm ein Laut, ein ganz schwacher, schmerzlicher Laut, unter dem Kurt erzittert.

„Kurt," murmelt er undeutlich, — „mein Junge, die ganze Nacht, — was hast du gethan? — wo bist du die Nacht gewesen?"

Ein paar Sekunden lang stehn sie sich stumm gegenüber.

Dann breiten sich zwei Arme gegen Kurt aus.

„Hör mich," sagt der Vater leise, — so leise, als sage er es ihm ins Ohr, — „ich weiß schon, — du brauchst ja nichts zu erzählen, — dir muß etwas Schweres widerfahren sein, — etwas sehr Schweres. Noch versteh ich ja in deinem Gesicht zu lesen. — — Doppelte Liebe hilft so vieles tragen, mein Kind. Sie tröstet für alles. — — Warum suchtest du mich nicht? wußtest du nicht, daß du mich findest?"

Ueber Kurts abgespannte, gleichgültige Züge geht etwas wie ein Anflug von Lachen, aber während sich ihm die Lippen dazu verziehen, furcht sich zugleich seine Stirn wie in einem unerträglichen Schmerz.

„Ja, ich weiß, — ich weiß, du kannst freilich trösten! — — Aber ich will nicht deinen Trost. — — Jeden andern lieber. Wenigstens ist er ehr— ehrli—"

Doch er hat es nicht aussprechen können, das letzte Wort. Des Pastors Hand hat sich drohend erhoben. Dunkelrot schießt es dem alten Mann in die Stirn.

„Knabe!“ ruft er mit starker Stimme.

Kurt fährt empor, und sein Kopf bäumt sich in den Nacken. Mit zuckenden Augen schaut er auf zum Vater und mit zuckenden Lippen.

„Heb sie nur!“ murmelt er, mühsam die einzelnen Worte gestaltend, „— und schlag zu, — — schlag nur zu, — — wenn du kannst.“

Aber der erhobene Arm ist langsam niedergesunken. Die Röte des aufsteigenden Zornes ist verschwunden. Nur ein Schmerz, ein ungeheurer, staunender Schmerz bleibt in dem Blick zurück, der unverwandt am Knaben haftet.

Und vor diesem Blick senkt Kurt den seinen.

Da wendet sich der Vater langsam von ihm und geht mit schwankenden, schweren Schritten hinein ins Haus.

* * *

Endlos wie eine leere Ewigkeit dehnt der graue Nebeltag sich hin. Im ganzen Hause wird keine Stimme laut. Tante Babette allein schleicht von Thür zu Thür; entweder sie lauscht an Kurts verschlossner Stube, aus der unbestimmte Geräusche dringen, oder sie horcht nach Theos Schlafzimmer hin, immer in verzehrender Angst, der Schwindelanfall, der ihn am Morgen befallen, könne sich wiederholen.

Gegen zehn Uhr versammelt sich ein ganzes Häuf-lein Kinder an der Gartenpforte, durch die sie gewohnt sind gleich nach des Pastors Arbeitszimmer durchzugehn. Tante Babette hat zwar ins Dorf geschickt und wissen lassen, daß heute kein Unterricht stattfindet, aber die

Kleinen wollen es gar nicht glauben. Betrübt und enttäuscht ziehen sie endlich nach Hause, weil niemand kommt, um sie einzulassen. Einige von ihnen bleiben noch am Gartenzaun stehn, schieben die Finger durch die Gitterstäbe und recken die Hälse hoch, ob nicht wenigstens an der Glasthür drüben das alte gute Gesicht zu erspähen sei, das ihnen sonst schon von weitem zunickt.

Ein kleines Mädchen fängt endlich an mit läuter Stimme zu singen:

„Jesus, meine Zuversicht!"

Aber alles bleibt totenstill. —

Kurt, der auf seinem Bett liegt, vernimmt die helle dünne Kinderstimme und vergräbt den Kopf tiefer in die Kissen. Neben dem Bett verstreut, umhergeworfen liegen allerlei Papiere, Briefe und Gedichte des Vaters, besonders aus den letzten Jahren. Es ist, als habe er in seinen Erinnerungen gewühlt, — gesucht nach etwas, was ihm einen Anhalt gäbe, um seiner Verzweiflung Herr zu werden. Seine ganze Seele hat geschrieen nach Gewißheit, — aber nun, da er sie hat, ist mächtiger als sie des Vaters Antlitz zwischen ihn und sie getreten, — dieses Antlitz, das unmöglich lügen konnte. —

Alles was der Vater je zu ihm gesprochen, alle seine Ermahnungen, seine Lehren, seine gütigen und ernsten Worte brennen wie Feuer auf seinem Herzen. In ihnen allen findet er das herrliche Menschenideal wieder, zu dem er aufgeblickt hat wie zu dem Heiligsten seines Lebens! Das ihm alles gewesen ist, — ihm, dem Eltern und Geschwister und alle Bande des gewöhnlichen Lebens fehlen.

Aber in allen seinen Erinnerungen findet er auch immer wieder, — als dränge es sich ihm jetzt erst in die rückschauenden Augen, — ein seltsames, schweigendes Abwehren, von sich Ablenken des Vaters, — als fürchte dieser, ihn zu beeinflussen. — —

Und mitten in die Verse des Kirchenliedes, das vom Gartenzaun herüberschallt, klingt durch Kurts fiebernde, gequälte Gedanken das letzte Gedicht, das der Vater ihm nach Genf gesandt:

„An meinen Jungen.

Schmieg dich nicht länger mir zu Füßen hin,
Was ich dir geben konnte, ist gewesen;
Du sollst nicht wähnen, deines Lebens Sinn
Sei nur von meiner Greisenstirn zu lesen.
Des Alters Weisheit kann dir nichts ersparen,
Und was ein alter Mann, in langen Jahren,
Als seine beste Weisheit hat erkannt,
Ist, daß ein jeder fest, auf eigne Hand
Den Kampf des Lebens muß an sich erfahren.

Jedoch so schwer sich auch das Leben lebt,
Willst du als Mensch und Sieger ihm begegnen,
Sich dennoch meine Hand getrost erhebt,
Um dich zu seinen Kämpfen einzusegnen.
Mag Not und Schmerz an deinen Fuß sich heften, —
— Von seines Todes Schwelle ruft ein Greis
Dir freudig zu: umfaß es stark und heiß
Und liebe es mit allen deinen Kräften!

Nicht wo das Leben langsam schon entweicht
Und kaum noch mag das alte Herz erwarmen,
Harrt dein die Lösung. Was es dir verschweigt,
Entreiß es ihm in ringendem Umarmen!
Bis es dir seinen ganzen Reichtum spendet; —
Was du ihm nicht geraubt hast und entwendet
In deiner Jugend feurigem Entschluß,

Das schenkt auch nicht der letzte leise Kuß,
Mit dem es scheidend sich vom Alter wendet.

Dir, der noch wächst, ist Leben noch ein Leben!
Dir, der noch jauchzt, ist noch der Schmerz ein Schmerz,
Dir, der verzweifeln kann, mag's Wonnen geben!
Du schaust dem Dasein noch ins tiefste Herz,
Der du es bis ans tiefste Herz läßt dringen.
Du, der ein Leben noch ans Leben wagst,
— Auf, junger Knabe! Du allein vermagst
Mit ihm um seinen höchsten Preis zu ringen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag zerteilt sich der Nebel und hängt nur noch in weißen zerrissnen Schleiern in der Ferne. Nackt und mager ragen die blattlosen Bäume empor, die Zweige ausgestreckt wie verlangende Arme der gänzlich Beraubten. Hie und da, in den Winkeln des Astwerks, sammeln sich einzelne Tropfen, lösen sich langsam und fallen schwer und klar wie Thränen auf den Boden hinab. Hoch oben aber, noch in unbestimmten Umrissen, ballt es sich dunkel und drohend zu einem Wolkenknäuel, das sich vom eintönigen Grau am Himmel und auf Erden abhebt und geisterhaft heranschwebt über der stillen Landschaft. Und alles verharrt regungslos in Erwartung der Erstarrung und des ersten Schnees.

Auf dem Gesims vor Tante Babettens Fenster versammeln sich die Spatzen, sträuben ihr Gefieder, blähen sich unwirsch auf und zausen zornig an den Epheuranken. Von Zeit zu Zeit erheben sie ein lautes Geschrei. Zum erstenmal hat Babette ihre gefräßigen Spatzen vergessen.

Mit müden Knieen und müden Gedanken sitzt sie

an ihrem Epheufenster und starrt in die hereinbrechende Dämmerung.

Zorn, Kummer, Angst und ein unermeßliches Mitleid streiten in ihr um die Herrschaft, sobald sie Kurts gedenkt. Es zieht sie hinein zu ihm, ihm beizustehn, ihm zuzureden, ihn zu strafen und zu lieben. Aber sie findet den Mut nicht, und nicht die Worte.

Am Fenster seiner Stube, draußen im Hof, hatte sie wohl gestanden und leise den zugezogenen Vorhang zurückgeschoben, — einen Vorwand hatte sie sich ausgedacht, womit sie ihn anreden wollte. Eine Schüssel mit Essen wollte sie hineinschieben und ihn beim Namen rufen.

Da sah sie ihn auf dem Bett liegen, den Kopf in die Kissen gewühlt, und weinen.

Und geräuschlos stellte sie ihre Schüssel hin und ließ den Vorhang zurückfallen und schlich sich fort.

Hinter ihr aber wurde klirrend das Fenster geschlossen.

Es durchfuhr sie förmlich, als sie das abweisende Klirren hörte. Aber Kurt hat recht, sich vor ihr zu verschließen, sie auszuschließen von seinem Schmerz, denkt Babette ganz heimlich in ihrem Herzen. Denn sie weiß, was es ist, das sie so machtlos und mutlos macht Kurt gegenüber, und ihr den Schlüssel zu seinem Innern doch immer wieder entwinden würde: das ist ihre Unfähigkeit, in diesem Augenblick in den wahren Grund seines Jammers hinabzusteigen, seine wahre Verzweiflung mitzufühlen.

Denn fern und unendlich fremd liegen hinter ihr zu dieser Stunde die Fragen nach „wahr“ oder „unwahr“, nach „recht“ oder „unrecht“, die ihn peinigen. Fern, so

unendlich fern liegt ihr jede Seelenpein, die etwas andres anstrebt und erfleht, als Aussöhnung, Frieden, Rettung vor unausbleiblichem Kampf und nicht zu schlichtendem Zwiespalt, — ganz gleich, um welchen Preis, ganz gleich, um welche Täuschung oder Ueberzeugung.

Aber wie sie sich das eingesteht, zum erstenmal recht deutlich eingesteht, da wandelt sie zugleich eine heiße Wehmut an. Die Babette ihrer Jugend, die fromme und ernstdenkende, scheint sie aus vorwurfsvollen Augen anzublicken, — sie, die so furchtsam und doch so ehrlich, so schüchtern und doch so stark gewesen ist. Ja, wie ferne, — wie so ferne steht ihr Alter der Ueberzeugungstreue ihrer Jugend! —

Tante Babettens Augen schweifen über den Hofwinkel hinüber nach dem dunkeln Arbeitszimmer von Theo, und um ihren Mund zuckt es leise. An eines andern Leben und Denken hat sie ihre Jugendkraft zerbrochen. Geschwächt und entnervt ist sie worden in ihren allzu langen, allzu großen Liebesausgaben, — ohne zu rechnen, ohne einzusammeln, ohne zurückzufordern, — bis sie an der Größe ihrer Liebe die Kraft ihrer Ueberzeugung verlor. — —

Da richtet sich Tante Babette plötzlich langsam auf, mit weitgeöffneten Augen. Drüben in Theos Zimmer erglänzt ein Lichtschein und leuchtet hinaus auf die feuchten Steinfliesen des Hofes.

Kurt, ein Licht in der Hand, geht in Socken durch die Stube. In der Nähe des Fensters steht er still, er setzt den Leuchter auf den Schreibtisch, und mit beiden Händen greift er suchend darauf herum. Rücksichtslos wirft er die Papiere durcheinander.

Tante Babettens Finger fassen unwillkürlich nach ihrer Tasche, wo wohlgeborgen ein kleiner Schlüssel liegt. Dann steht sie wie gelähmt und sieht zu, — sie weiß nicht, ob einen Augenblick oder eine Ewigkeit.

Drüben hat sich die Thür nach dem Flur zu geöffnet. Theo erscheint dem Schreibtisch gegenüber auf der Schwelle seines Zimmers. Im dunkelbraunen Schlafrock, so wie er den ganzen Tag hinfällig und leidend auf seinem Bett gelegen, steht er da, — und Tante Babettens Hände heben sich, — als müßte sie sie ihm entgegenstrecken, sie ihm schützend vor das Antlitz breiten, damit er nicht schaue, was sie schaut.

Schweigend und unbeweglich sieht er auf Kurt hin, der ihm den Rücken zukehrt. Wieder ist ihm, wie heute morgen, eine feine Röte in die Stirn gestiegen beim Anblick der umhergeworfenen Papiere und Briefschaften und bei Kurts heftigem, vergeblichem Bemühen, den festverschlossenen Fächern beizukommen. Aber dabei haften seine Blicke forschend, gedankenvoll, mit einem Entschlusse ringend auf dem Knaben. Und langsam schmilzt sein Blick in einem tiefen, unsäglichen Erbarmen.

Gleich darauf fühlt Kurt sich sanft an der Schulter berührt. Er schrickt auf wie von einem Schlage getroffen und fährt nervös zusammen. Zum Vater sieht er auf mit weinenden, lodernden Augen. Stumm vor ihm steht der alte Mann in seiner stillen Würde. Und es ist, als sammle sich im schwankenden Schein des Lichts, das über ihn fällt, noch einmal alles, was sich für Kurts Gefühl an Hoheit und Güte in diesen greisen Zügen verkörpert hat zu einem vergötterten Menschenbilde.

Der Anblick brennt sich ihm höhnend mit einer wilden Schmerzempfindung in die Seele. Seine Lippen öffnen sich, wie suchend nach einem Wort der Anklage, — nach einem furchtbaren Vorwurf, — sie suchen, als wären die Worte, die ihnen kommen, noch zu milde, — und: „Vater!“ schreit er endlich auf und faßt in dem geliebtesten Namen die schwerste, die härteste Anklage in einem einzigen Aufschrei zusammen, — — „Vater! warum hast du mir das angethan!“

Und der alte Mann wundert sich nicht und zürnt nicht, daß die Situation sich mit einemmal verkehrt hat, und der Knabe hier plötzlich der Richtende ist, — sich zum Richter aufwirft, und im Egoismus seines Leides nur an das denkt, was mit seiner Entdeckung des Geheimnisses ihm selber zugefügt wurde.

Er wundert sich nicht und zürnt nicht, weil er aus Kurts Worten nur den Schmerz heraushört, den Todesschmerz um das erste Ideal des Lebens, das ihm stirbt. Er begreift auch seine Handlungsweise als einen Verzweiflungsakt. Das Mitleid überflutet alles.

„Armes Kind! armes thörichtes Kind!“ sagt er sanft, „nicht so darfst du es erfahren, — nicht heimlich dir aus Papieren und Schubfächern zusammenstehlen, — so nicht! dich selbst hast du damit verwundet, mehr als unvermeidlich notwendig war.“

Und er umfaßt ihn mit beiden Armen, er ringt nach seiner alten Gewalt über ihn, und sein Blick sucht ihn zu zwingen.

„Was wir voreinander auszusprechen hatten, das duldete weder Nacht noch Heimlichkeit zwischen uns! Es

verlangte Offenheit, Kurt, — Klarheit und höchstes Vertrauen. Es verlangte viel von mir und meiner Selbstüberwindung, mein Kind, — aber ich konnte es dir nur geben, wie ein Mann dem andern seine schwersten Bekenntnisse gibt. Von dir verlangte es Fassung und Reife, — männliche Reife, Kurt."

„Nein! schweig doch, Vater! laß mich!" ruft er sich ihm entwindend, und mit ungeheurer Anstrengung drängt er das Schluchzen zurück, das seine Worte erstickt. „Ich kann dich nicht hören, nicht sehen, Vater! Ich kann nur noch daran denken, in welcher Unwahrheit du gelebt hast, — und alles, alles um mich ist zur Lüge geworden. Und alles, alles um mich kann lügen, mich belügen, — mit einem Lächeln belügen, — wie du!"

Und indem er sich wild den Armen entreißt, die ihn zu halten suchen, stürzt Kurt aus dem Hause.

Theo steht, und sein Atem geht schwer und laut. Einen Augenblick schwankt und taumelt er, als habe er einen Schlag vor die Brust erhalten. Dann stürzt er lautlos zusammen.

Doch nicht hilflos. Schon ist sie bei ihm, die alles weiß und alles sieht und vernimmt, wo ihre Hilfe notthut.

Babette kniet am Boden und hält ihn in ihren Armen.

V.

Ueber das Dorf hin hallen laut und feierlich die Kirchenglocken.

Und es ist, als ob sich heute ein jeder ganz besonders beeilte, ihrem Rufe Folge zu leisten. Selbst manchen kümmerlichen Alten am Stabe, manchen Kranken und Gebrechlichen, der sonst beim Herbstwetter, wenn der Nordwind bläst, in der Ofenecke zu bleiben pflegt, sieht man heute auf dem Gang zur Kirche. Und manchen jungen Burschen, der vielleicht nie hineingeht, treibt heute die Nachricht, daß ihr alter Pastor ernstlich krank gewesen sei. Denn geliebt und verehrt wird er ja doch von allen, auch von denen, die die Kirche weder lieben noch verehren. Seit dem Donnerstag hat er krank gelegen, und schon glaubten sie, er werde heute von der Kanzel fortbleiben, wie vor ein paar Tagen vom Kinderunterricht.

Daher geht es ihnen allen heute durchs Herz, wie er die Dorfstraße daherkommt, mit unsicheren Schritten, den Kopf gesenkt, die Hände am Rücken und ohne die gewohnte Begleitung Tante Babettens. Mit verdoppelter Hingebung scharen sie sich in der Kirche zu seinen Füßen, mit verdoppelter Ehrfurcht heben sie ihre Augen auf zu

ihm, den sie ihren besten Freund nennen. Und als der Choral, von ihren Stimmen getragen, durch den Kirchenraum schallt:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank versagt, der ihr gebührt?"

— — da tönt es wie ein hundertstimmiger Dank für das, was er sie erst so recht hat glauben und empfinden gelehrt.

Während des Gesanges richtet sich Pastor Arnsfeldt vom Stuhl im Hintergrunde der Kanzel auf. Er betet und verliest den Text: 1. Korinth. XIII, 13. Keiner von ihnen weiß es mehr, daß er vor langen Jahren, bald nach seinem Amtsantritt hier, über diesen Text zu ihnen gesprochen hat: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Als er jedoch seine Predigt beginnt und davon redet, wie es der Gewalt der Liebe allein gegeben sei, Glaube und Hoffnung in die Gemüter zu tragen, — da nickt mancher leise vor sich hin und denkt: daß damit richtig bezeichnet sei, was den Himmelspastor vor allen andern Pfarrern der Welt zum Seelsorger der Menschen mache.

Aber nur wenige Minuten spricht der Pastor, dann hört er mitten im Satz auf. Fester faßt seine Hand die Kanzelbrüstung, und tiefer neigt er sich über sie hinab, als wolle er seine Gedanken sammeln an den andächtigen Augen der Menschen, die ihm zu Füßen sitzen. Noch einmal beginnt er zu sprechen, langsam und deutlich, jedes Wort betonend, — dann bricht er ab. Ihn scheint

zu frösteln, wie wenn die kellerhaft kalte Luft der Kirche ihn durchschauere. Einen Augenblick lang steht er tief-atmend da, und sein Blick geht mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wehmut und Abschiednehmen von einem zum andern. Dann sagt er still: „Verzeiht mir. Ich kann nicht.“

Er ist von der Kanzel herabgestiegen und in der Sakristei verschwunden. Hinter ihm her drängt es sich gleich darauf von allen Seiten geräuschvoll und bewegt ins Freie. Jeder will ihn aus der Sakristei heraustreten sehen, ihm helfen, ihn geleiten, ihn fragen. Am liebsten trügen sie ihn auf ihren Armen heim und würden sich noch darum streiten; — ganz und voll sind ihre Herzen ihm zugewandt.

Doch er wehrt sie alle mit einer leise bittenden Bewegung seiner Hand ab. Allein will er heimgehn; es soll ihm keiner folgen.

Sie gehorchen und sehen ihn fortgehn, den graden, gepflasterten Weg durch das Dorf. Im kalten Winde unwillkürlich aneinandergedrängt stehn sie da, ein verlassner Haufe, und blicken ihm nach. Und manch einem von ihnen bleibt so sein Bild im Gedächtnis haften: wie er gebeugt und hinfällig dahinschreitet unter dem grauen Himmel, im spielenden, wehenden Nordwind, der an seinem Rock zerrt und den Staub der Straße vor ihm aufwirbelt, — über ihm, in dunkler Schwere, die drohenden Schneewolken, die langsam desselben Weges ziehen und sich tief herabneigen über das Dorf.

„Es wird winterkalt!“ sagt einer schaudernd und geht hinweg.

„Ja, das macht, man ist noch verwöhnt von der lieben Sommersonne," meint ein zweiter und schlägt frierend seine Hände gegeneinander, „jetzt ist's aus. Jetzt heißt es: sich an den Winter gewöhnen."

Und die Menschengruppe löst sich, und es geht ein jeder zurück an seinen Feiertag und an sein Tagewerk. —

Der Pastor ist zu Hause in Tante Babettens Stube hineingegangen. In den Lehnsessel am Epheufenster hat er sich gesetzt und verweilt still, — ganz still und todmüde auf dem Platz, wo sonst Babette, die Augen auf sein Zimmer gerichtet, ihre Tage verbringt. Er hört sie nicht im Hause; kein Laut stört ihn in seinen schweren, müden Gedanken. So sitzt er und träumt mit zurückgelehntem Kopf vor sich hin, im warmen Duft von Honiggebäck und blühender Reseda.

Einmal streift zufällig sein Blick den Spruchkasten an der Wand. Der Spruch fehlt, der sonst jahrein, jahraus darin hing. Sie hat ihn ihm gebracht, heute, als er darauf bestand die Predigt zu halten. Sie hat ihn ihm gebracht mit der Erinnerung an jene erste Predigt, die sie gemeinsam, zu zweien, ersonnen hatten, und die zum Ausgangspunkt geworden war seiner ganzen Auffassungsweise als Prediger.

Es berührt ihn seltsam, wie sein Auge auf die weiße Rückseite der übrigen Sprüche trifft: es ist, als wären sie von nun an vor ihm verschlossen.

Da kommt Tante Babette herein, fährt ein wenig zusammen, wie sie ihn sieht, sagt aber schnell: „Das hab ich erwartet. Das mußte so kommen. Es ist ganz natürlich; ich sagte es Ihnen gleich: als endlich aus der Stadt

Kunde vom Alten kam, daß Kurt bei ihm sei, da hätten Sie sich hinlegen und versuchen sollen zu ruhen. Und nicht die Predigt halten sollen."

Er schüttelt leise den Kopf.

„Ich wollte Gewißheit, Babette. Nun hab ich sie. Es geht nicht mehr."

„O Lieber! Denken Sie doch nur das nicht! Es ist eine notwendige Folge Ihrer Erschöpfung und wird mit dieser vorübergehn. Dann werden Sie es wieder können."

„Es wird nie wieder vorübergehn, Babette. Ich werde es niemals mehr können."

Ihre Hände schlingen sich im stillen leidenschaftlich ineinander, und einen Augenblick schweigt sie, um ihre Stimme zu beherrschen. Dann erwidert sie ruhig: „Und wenn auch. Es wäre noch nicht das Schlimmste, Theo. Sie geben das Amt auf; keinen Menschen kann das verwundern. Kurt geht noch einmal nach Genf zurück; wenn er wiederkommt, ziehen wir in die Nähe eines Polytechnikums, um mit ihm bleiben zu können. Bis dahin hat sich alles verwachsen, glauben Sie mir."

Jetzt lächelt er matt.

„Wie fürsorglich Sie das alles schon überlegt haben. Und wie schön und friedlich das aussieht, was Sie da erzählen. Man möchte die Augen schließen und zuhören. — Nein, Babette, so meint ich es eigentlich nicht. Ein sterbensalter Mann, der sich vom Amt zurückzieht, um sich desto behaglicher zu Tode pflegen zu lassen, — wie sollte das wohl im stande sein, Kurt jemals über diese Katastrophe hinwegzuhelfen."

„Wieder Kurt! Er m u ß eben drüber hinweg!“ versetzt sie fassungslos. „Warum haben Sie auch an ihn, immer nur an ihn gedacht, dort auf — auf der Kanzel.“

„Er war da, — immer da!“ sagt er leise, „dicht neben mir stand er, die ganze Zeit. Und ich vermochte nicht zu sprechen, nicht zu — — —; und er war auch unten unter den Leuten, jeder Blick aus der Gemeinde, wohin ich auch die Augen wandte, schien mir mit s e i n e m empörten Blick zuzurufen: „Schweig doch, Vater! Du lügst! Du lügst! — Nein, Babette, sehen Sie mich nicht so entsetzt an, als ob Sie für meinen Verstand fürchteten. Es ist so.“

Da fängt Tante Babette an rückhaltlos und bitterlich zu weinen.

„Dieser Unselige!“ ruft sie außer sich, „daß er doch niemals über diese Schwelle getragen worden wäre! Daß er doch niemals sein Leben empfangen hätte, um es mit solchem Leid über Sie zu bringen.“

Bittend schaut er sie an.

„Schelten Sie mir nicht meinen Jungen, Babette.“

„Nicht schelten? ihn nicht schelten? ist das der Dank für alle Liebe und Aufopferung, die er empfangen hat, daß er sich erdreistet, über Sie zu Gericht zu sitzen? Er über S i e? Wissen Sie, wie es mir vorkommt? Wie wenn ein Adler nur deshalb nicht wagen sollte so hoch aufzufliegen, daß er den Blicken der Menschen entschwindet, weil das unflügge Junge im Nest dazu eine ungnädige Miene aufsetzt!“

„Schelten Sie mir nicht meinen Jungen!“ bittet seine müde Stimme wieder; „mag es doch so sein, wie

Sie sagen. Es ist ja nicht Anmaßung, was den jungen Vogel dazu drängt. Nein, Babette, nicht Anmaßung! Es ist der edelste Anspruch des Jungen an das Alte! Es heißt in Worte übersetzt: Lehre du mich fliegen! Stelle dich nicht außerhalb dessen, was ich begreifen und überschauen kann! Laß mich nicht irre werden über Flug und Richtung! Entschwinde mir nicht ins Schrankenlose, Unbegrenzte! Entschwinde nicht meiner Erde, ihren Bergen und ihren Abgründen. Du bautest mein Nest: dulde nicht, daß ich geblendet ins Leere taumle."

Er hat sich im Sprechen erhoben und steht aufgerichtet vor ihr, einen schwachen Anflug von Farbe auf den eingesunknen Wangen und in der Stimme einen Klang fortreißender Innigkeit.

Tante Babette verstummt davor. Sie schweigt und blickt bekümmert, mit nassen Augen, vor sich nieder.

„Ich hatte mich mit dem getröstet, was Sie heute morgen selbst zu mir sagten," bemerkt sie nach einer kurzen Pause gedrückt, „da versicherten Sie doch: Ihr eigner Standpunkt sei natürlich nicht urplötzlich ein andrer geworden, Kurts Urteil über Ihre Handlungsweise nicht plötzlich das Ihre, — und Sie vermöchten nicht die Bedenken auf sich zu übertragen, die er an Ihrer Stelle gehabt haben würde. Und nun — nun ist es, als gäben Sie ihm Recht, auch von sich aus!"

„Ach, Babette, Sie Kurzsichtige! Nicht weil er Recht hat, sondern *weil ich ihn liebe!* Weil ich um ihn zittere! weil es mich entzückt, daß er ist, wie er ist, — mit all seinem Unrecht."

Er legt die Hand auf die Augen, als überkomme

ihn ein Schwindel. Die Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen und er schwankt.

„Legen Sie sich hin!“ bittet sie inbrünstig.

„Ja, Babette, das werd ich thun. Und zu ruhen versuchen. Der alte Körper hält gar nicht mehr. Und ich glaube, wir werden heute noch alle unsre Kräfte nötig haben. Wir müssen versuchen, in dieser Sache zu einem klaren Entschluß zu kommen.“

Sie geleitet ihn in sein Schlafzimmer und ist bemüht sich zu fassen, nicht mehr zu weinen. Dann geht sie wie jeden Tag an ihre Arbeit in Küche und Keller.

Gegen die Mittagsstunde ruft er nach ihr. Als sie eintritt, fragt er müde: „Welche Zeit kann es nur sein? Es ist so hell um mich, trotz des dunkeln Himmels. Das macht: das Laub der Bäume wehrt dem Licht nicht mehr. So bringt der Spätherbst Helle ins Haus.“

Er liegt in seinem braunen Schlafrock auf dem Bett ausgestreckt, worüber ein Bild seiner Mutter aus ihren Jugendtagen hängt, und darunter ein Kinderbildchen Kurts.

Wie Tante Babette die kleine Stehuhr vom niedrigen Schrank nimmt und sie vor ihn hinstellt, sucht er mit geschlossnen Augen nach ihrer Hand.

„Wie gut sind Sie doch, Babette. Wie ich hier lag, sann ich darüber nach, wie viel ich Ihnen zu verdanken habe. Da nannten mich nun die Leute gut, — und Ihre Herzensgüte war doch allein der Schatz, wovon sie zehrten. Ihr feines weibliches Herz. — — Seltsam, daß nie jemand in meinen Predigten die Frau entdeckt hat.“

Und nach einer Weile fügt er leiser hinzu: „Wenn ich das so bedenke, daß es von Ihnen kam, — dann ist

mir immer, trotz allem, als könne es nicht zum Unheil ausschlagen."

„Ja, nicht wahr?" bestätigt sie hoffnungsfroh und setzt sich neben sein Bett, „ich habe es ja auch immer so empfunden."

„Sie? Ja, natürlich, Babette, — weil es bei Ihnen echt war. Sie sagten ja selbst gestern: den Menschen den Glauben zu schenken — ohne Neid, — das sei sozusagen Ihre moralische Richtschnur gewesen. Sie gingen so ganz ehrlich und innig darin auf. Sie würden auch ein Kind, wenn Sie eins hätten, grade so erziehen. Und damit sind Sie freigesprochen, Babette! Aber ich, — bei mir war es nicht echt. Nur mir aufgedrängt. Notwehr. Notlüge. Nichts weiter."

„Das ist ganz sicher nicht wahr, Theo. Es war auch Liebe und Erbarmen. Liebe zu den Menschen."

„Ach, Babette, das mit der Menschenliebe, das gehört auch zu den Märchen, die Sie sich so schön für mich ausgedacht haben. Wenn es Liebe war, — warum freute ich mich denn, als Kurt so freimütig bei seiner Heimkehr zu mir sprach? — Warum that ich nichts, nein nichts, gegen seine religiösen Zweifel, — nichts, um ihm den Glauben zu retten und zu erhalten, den wir doch für die andern so notwendig fanden und ihnen aus Liebe schenkten, wie Sie behaupten? Einfach, weil ich Kurt liebte, Babette. Ja, den liebte ich! Denn was man liebt, das will man ja doch immer danach formen und bilden, was man selbst glaubt und was man am höchsten stellt. Auch wenn das nicht ganz so trostvolle und weichherzige Wahrheiten sein sollten. Wirkliche Liebe ist eben etwas ganz

andres, als dies vorgetäuschte Mitleid, als diese abstrakte Menschengüte und Lebensweisheit! Sie ist immer selbstisch, mancher Härte fähig und steckt voll von menschlicher Thorheit."

Er bricht erschöpft ab, und Tante Babette wagt nicht sich zu rühren.

„Eben sprachen Sie noch so gut, — und daß es kein Unheil bringen könne, — und nun: ein Verdammungsurteil über Ihre ganze Wirksamkeit," sagt sie traurig.

„Frauenarbeit!" entgegnet er kurz und richtet sich auf, „— bis heute. Aber was nun noch zu thun bleibt, das ist nicht mehr für Frauenhand zu thun."

Tante Babette erhebt sich, ohne ein Wort zu sagen, aber es wird ihr schwer, ihn allein zu lassen. Sie fühlt, wie sie und Kurt um die Herrschaft über ihn ringen, und daß die nächsten Stunden über alles entscheiden müssen. In den langen Jahren, wo Theo gleichsam aus einem ihm fremden Geist und Willen heraus gelebt, hat sie ihm zur Seite stehn, hat sie ihm alles sein dürfen — kühner und ausschließlicher, als sie es sich in ihrer mädchenhaften Ungenügsamkeit je geträumt. Nun jedoch, wo er plötzlich an seinem fremdgestalteten Leben rüttelt, — nun ist es nicht mehr ihre Kraft, wonach er sich streckt.

Ja, sie hat ihn sich errungen, wie die starke Natur sich immer den Menschen erringt, den sie will, — aber jene Liebe, jene instinktive Liebe, wie er sie zu Kurt besitzt, weil er sie zu Kurts Mutter besessen: solche Liebe erringt kein Verdienst, kein Werben, kein noch so großer Herzensreichtum. Es kommt nicht darauf an, ob Kurt

recht hat oder sie: auf der Seite des Ungerechten steht die Liebe, ist der Sieg.

Und noch einmal, — wie vor vielen Jahren, als Kurt ins Haus gebracht wurde, — erhebt sich in Tante Babette der Protest und die Empörung gegen ihn, als einen Eindringling. Niemand weiß, was es sie gekostet: aber sie hat ihn damals selbst über die Schwelle getragen. Und heute erst, wo er diese Schwelle verlassen hat und meidet, heute endet erst der lange stumme Kampf, — entweder Tante Babette siegt oder der Knabe.

Erst als es zu dunkeln anfängt, ohne daß Theo sein Zimmer verläßt, entschließt Tante Babette sich dazu, leise an die Thür zu klopfen. Weit öffnet er sie und schaut ihr freundlich in das bekümmerte Gesicht. Hinter der Glasthür sieht man in breiten weichen Flocken wie einen weißschimmernden Vorhang den ersten Schnee niedersinken. Auf dem Schreibtisch sind alle Papiere zurückgeschoben; ein adressierter versiegelter Brief liegt mitten darauf, und weiter hinten, zusammengefaltet, ein Papier mit der deutlichen Aufschrift: „An meinen Jungen".

„Sorgen Sie sich gar nicht um mich, Babette, mir ist jetzt wohler," sagt Theo, „aber ich habe noch viel zu thun, wenn ich bis morgen früh mit allem fertig sein will."

„Bis morgen früh? — — womit?" murmelt sie wie erstarrt, und ihre Augen irren durchs Zimmer.

Er ist schon wieder an den Schreibtisch getreten und zieht ein Fach auf.

„Sagen Sie mir eins, Babette. Sie kennen doch

jeden einzelnen hier so genau. Glauben Sie, daß viele darunter sein werden, die jetzt, — die sozusagen nur um meinetwillen an ihrem Glauben hingen, — ich meine: die haltlos werden, weil ich —"

„Es mögen viele solche darunter sein," versetzt sie kaum hörbar und nimmt die Kuppel von der Studierlampe auf dem Tisch, um sie anzuzünden, — dann aber setzt sie plötzlich die Kuppel klirrend nieder und ruft außer sich: „Herr des Himmels! was haben Sie vor?!" —

Und mit zitternden Knieen läßt sich Tante Babette auf einen Stuhl neben der Thür sinken und schluchzt.

Verzweiflungsvoll, zum letztenmal, mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele ringt sie nach einem Wort, einem Gedanken, der ihr noch einmal Macht, — Einfluß geben könnte auf den Mann ihrer Liebe.

Als ahne er ihren geheimen Kampf, tritt er hin zu ihr; mit einer sanften Bewegung hebt er ihren Kopf zu sich empor und nimmt ihr die Hände von den weinenden Augen. Und er zwingt sie aufzusehen, seine ruhigen Augen tauchen den Blick tief in die ihren, — einen stillen, einen ganz rätselhaften Blick. Und sie schaut auf ihn, und da ist es ihr, als schaue sie Jahre zurück, — — endlose Jahre, — die das Alter von der Jugend scheiden.

„Es muß sein!" sagt er leise und innig, „— und du wirst es überwinden — um meinetwillen, Babette. Du wirst die Angst vor dem Unvermeidlichen überwinden und mir alles vorbereiten helfen. Noch einmal mir helfen. Nur anders als bisher: nicht nach deinem Willen, son-

dern nach meinem Willen. Gegen deinen Willen, Babette. So wie du mir auch in der schwersten Stunde willig gefolgt bist um meinetwillen — damals, —"

Sie blickt noch immer schweigend zu ihm auf und es durchschauert sie seltsam. All ihr Widerstreben und Bangen, all ihr Ringen nach Einfluß über ihn zerbröckelt widerstandslos, und ein Gefühl wacht in ihr auf, — fast ein befreiendes und beglückendes Gefühl, — daß das wohl auch das Richtige für sie sei, — daß es das heimlich Ersehnte gewesen sei: zu folgen und geleitet zu werden, anstatt zu herrschen und zu leiten. — — Und als lebte sie in einem einzigen Augenblick Jahre — endlose Jahre — zurück, so lehnt sie ihr Gesicht in seine Hände und wird ganz still.

Einige Sekunden verharren sie so, einig, vereinigt, bei einander, wie allein gelassen und nur sich angehörend in der weiten Welt.

Dann sagt sie leise: „Es hätte nicht ‚Frauenarbeit' sein sollen — all die Zeit über, — nicht wahr?"

„Ach, Liebe," antwortet er mit feinem Spott und Lachen in der Stimme, „achte nur nicht auf das, was ich vorhin dir vorgeredet habe. Ich fürchte, es war nur Unsinn und jedenfalls ein letzter Selbstbetrug. Ich wollte mir vielleicht nur nicht gern selber eingestehn, bis zu welchem Grade ich eigentlich mitbeteiligt war an dieser ‚Frauenarbeit', — und wälzte sie daher auf dich ab. Ja, sieh mich nicht so ungläubig an, — so menschlich sind wir Menschen eben, Babette! — Es lebte sich in mir selbst etwas Weibliches darin aus. Oder es war wohl der

Poet, der in mir steckte. — Wir Menschen passen uns eben, ohne es selbst zu merken, allen möglichen Daseinsbedingungen an, wenn wir sie nicht uns selbst gemäß umformen können, — so paßte auch ich mich der Notwendigkeit an — — zu dichten, was ich nicht glaubte. Und in den Stunden, wo man dichtet, da glaubt man der eignen Dichtung mit einem gewissen Stimmungsaufschwung, der das Leben schön macht. Der Poet in mir führte mich in tausendfältige Versuchung, am „Himmelspastor‘ Freude zu gewinnen, und lebte sich auf Kosten meiner Ehrlichkeit mit breitem Behagen aus. Ja, jetzt weiß ich es ganz bestimmt: wie gar manchesmal wurde ich aus meinen trockenen Gelehrtenstudien nicht ungern herausgerissen, um durch die Kraft und Wärme meiner Phantasie den Glauben an eine ganz andre Welt heraufzubeschwören. Ich brauchte zuletzt mein Publikum, — um es zu überzeugen. Grade wie der Dichter seine Leser braucht. — — Bist du sehr erschrocken, Babette?“

„Nein!“ entgegnet sie fanatisch, „was hilft es, daß du dich schlecht machst! Das Schreckliche, das du vorhast, widerlegt dich, straft dich Lügen! Ueber all dies hinweg ist deine mißhandelte Ehrlichkeit das Stärkste in dir geblieben.“

„Still! still!“ unterbricht er sie rasch und legt seine Hand auf ihre Lippen, — „jetzt keinen Götzendienst länger, Babette. Nur nicht so thun, als handle es sich dabei um Ehrlichkeit oder Wahrheitsdrang oder andre edle Motive. Das wäre nur eine neue Lüge, du selbst weißt es am besten. Für den Jungen thu ich's. Allein für ihn. Aus ungerechter, blinder, aus parteiischer Liebe, die für

den Einen die Vielen opfert, welche von Rechts wegen alle aufstehen sollten wider mich, um mich zu steinigen, daß ich nicht wenigstens ihrer schone — und schweige. Es ist eben auch nur eine menschliche Schwäche mehr, daß ich widerrufen muß. — Vielleicht die Rache des Menschlichen dafür, daß ich mich außerhalb der menschlichen Normen stellte."

Sie ist aufgestanden und sagt ergeben: „Für mich bleibt es dasselbe. — — Aber du sagtest, ich dürfe dir helfen."

Theo streicht ihr sanft das schwere weiße Haar aus der Stirn und erwidert ruhig: „Nun mußt du mich ganz still anhören, Babette. Morgen mit dem Frühsten soll der Brief da, — der versiegelte auf dem Schreibtisch, — in die Stadt an seine Adresse, nach dem Konsistorium gebracht werden. Und morgen früh soll beizeiten eine Aufforderung an alle Leute im Dorf ergehn, sich noch einmal, grade wie heute, in der Kirche einzufinden. Du wirst dies alles schon einzurichten wissen, wie es am besten ist. — — Und nun, laß mich dir noch einmal danken, meine alte, liebe Babette! Für alle diese Jahre, in denen wir miteinander grau und müde geworden sind! — Ich mußte es dir noch einmal sagen — zum Rechnungsabschluß —"

Er vollendet nicht, sondern wendet sich schweigend ab und nimmt den Brief vom Schreibtisch.

Sie steht auf und nähert sich ihm.

„— — Und dann, — — was, glaubst du, wird — dann sein?" flüstert sie undeutlich, als erschrecke sie vor ihren eignen Gedanken.

„Ich weiß es nicht, du Liebe!“ versetzt er fast heiter, „aber was es auch sei! wir tragen's miteinander. Und nun sollst du gehn. Wir brauchen beide den Rest des Abends, Babette. Und wollen diese Nacht in Frieden ruhen. — Du sollst sehen, ich werde ruhen.“

Und er nimmt sie in seine Arme und küßt sie auf das weiße Haar.

Im Zimmer ist es so dunkel geworden, daß sie seine Züge nicht mehr erkennt. Nur der Schnee leuchtet noch herein mit seiner leichenhaften Helle. Aber als sie fortgeht, zeichnet sich, fest aufgerichtet, seine schmalschultrige Gestalt an der Glasthür scharf ab von dem blassen Schein draußen und den lautlos niederschwebenden dichten weißen Flocken.

Theo bleibt lange dort stehn und schaut hinaus. Seine Gedanken weilen bei den Leuten im Dorf und ihm ist, als höre er sie zu ihm sprechen. Aber wie deutlich er sie sich auch vergegenwärtigen mag, — es bleibt nur ein entferntes Stimmengewirr. Die eine helle rücksichtslose Knabenstimme übertönt sie alle, — alle die Armen, die Betrognen, die Verratnen.

„Ja, — du und das Recht des lebendigen Lebens! Das Recht des jungen Lebens, das nicht an der altersmüden Weisheit kranken und siechen soll! Alles andre komme über mich!“

Er murmelt es und blickt mit gefalteten Händen hinaus.

Es sieht aus, als bete er zu dem Knaben.

* * *

Der erste Schnee ist gefallen. Wer heute draußen auf dem Lande erwacht, der sieht schon den Winter seinen Triumphzug halten, und vor ihm her bläst der Wind zu einem letzten Kehrichthaufen zusammen, was sich vom Sommer oder Herbst etwa noch irgendwo versteckt haben könnte. Aber über dem langsam zerrinnenden Schnee grüßt die Sonne mit ihren freundlichsten Strahlen die Dorfleute, die in der Morgenfrühe noch einmal in die Kirche gehn. Nicht ganz so vollzählig wie gestern finden sie sich heute zusammen, denn zwingend hält manchen zu Hause die Arbeit fest. Und nicht still und feierlich wie zum Sonntagsgottesdienst wandeln sie die Dorfstraße entlang, sondern eilig, fast laufend suchen die meisten die Kirche zu erreichen. Die knappbemessne Zeit und die halb neugierige, halb besorgte Spannung gibt diesem Kirchgang seinen besondern Charakter. Von ihrem Tagewerk und aus ihrem Alltag kommen sie daher, in Alltagskleidung sitzen sie da, um zum alltäglichen Tagewerk wieder zurückzukehren, sobald das letzte Wort verklungen ist.

Unten, neben dem Altar, seine Hand darauf gestützt, steht Theo mitten unter ihnen. Auch er ist nicht in seiner Sonntagskleidung, nicht in seinem Ornat, sondern den langen, faltigen, etwas abgetragnen Rock behielt er an, den sie alle so wohl kennen, von Haus und Schule und Krankenlager her. Und nicht hoch über ihre Köpfe, — auf gleichen Boden mit ihnen hat er sich heute gestellt. Die Kanzel bleibt leer, und die Blicke, die sonst in andächtiger Sammlung emporschauen müssen, richten sich heute grade und erwartungsvoll auf sein Gesicht.

Ruhig und geduldig steht er und wartet, bis der

letzte sich hereingestohlen und seinen Platz aufgesucht hat. Als niemand mehr zu kommen scheint, richtet er sich höher auf, mit einer Gebärde seiner Hand bittet er um Stille, dann sagt er laut und deutlich:

„Ich habe euch gebeten, hierher zu kommen, um an dieser Stelle Abschied von euch zu nehmen."

Auf den meisten Gesichtern malt sich Schrecken und Bestürzung, und eine Bewegung geht rauschend durch den Raum. Aber nur einen Augenblick lang; dann wird es still, so lautlos still, daß man die Atemzüge einzelner vernehmen kann. Denn nun sagt er:

„Aber nicht nur um Abschied zu nehmen. Ich bin zugleich gekommen, um Rechenschaft abzulegen vor euch. Denn ich gehe nicht, wie ihr es in euren Herzen glaubt, als ein Wohlthäter von euch, sondern als ein Uebelthäter und als euer Schuldner."

Wieder geht eine Bewegung durch die Menge, und wieder hebt er um Ruhe bittend seine Hand.

„Nur um wenige Minuten Gehör bitt ich euch und darum, daß ihr mich nicht unterbrecht. Denn was ich euch zu sagen habe, wird eure Empörung wachrufen und Verwirrung bringen über viele von euch, — am meisten über die, die mich am meisten geliebt haben. Was ich zu euch sprach all die Jahre hindurch, das hab ich nicht aus der Wahrheit gesprochen. Nicht mein eigner Glaube ist es gewesen, den ich lehrte, nicht meine eigne Ueberzeugung, was ich predigte. Ich redete falsches Zeugnis."

Einzelne unverständliche Laute werden hörbar. Aber noch überwiegt in diesem Augenblick die Stille. Denn zu

ungeheuerlich, zu neu und unwahrscheinlich ist es, was sie da hören. Das starre Staunen der meisten vermag sich noch in keinem Wort, ja in keiner Gebärde zu lösen. Wie ein lähmender Bann liegt es über allen diesen verblüfften, bestürzten, schweigenden Menschen, deren Augen zum erstenmal mit einem ungläubigen Ausdruck Theo zugekehrt sind. Und zweifelnd fragt mancher sich heimlich, ob es Krankheit sei, die ihm den Geist verwirrt habe.

Fester stützt sich Theos Hand auf den Altar, und er fährt fort:

„Nicht um Verzeihung bitt ich euch. Ich weiß es wohl, ihr dürft sie mir nicht gewähren. Diejenigen unter euch, die fest im Glauben stehn, dürfen es nicht aus Achtung vor dem beleidigten Glauben. Diejenigen, die jetzt durch mich in Unsicherheit und Unglauben kommen, muß der berechtigte Zorn daran hindern, mir zu verzeihen. Ich kann mich nicht vor euch rechtfertigen, nicht mich verteidigen, — ich kam auch nur zu euch, um der Wahrheit die Ehre zu geben. In der Stadt und von andern Geistlichen habt ihr oft sagen hören, ich umginge die sittliche Strenge eures Evangeliums, ich umginge den richtenden Ernst, den es gegen den Menschen in all seinen Schwächen und Fehlern wendet. Es ist viel Wahres und Berechtigtes an diesem Vorwurf. Weil ich euren Glauben nicht mit Ueberzeugung teilen konnte, darum suchte ich in den Büchern eurer Bibel nur nach dem Trostvollsten, dem Mildesten, dem Beglückendsten, um es euch zu geben. Wie hätt ich streng sein dürfen gegen euch? Wie mich vermessen, zu richten nach einem fremden Gesetz? So bemühte ich mich zu sammeln und zu lehren, was des

Lebens Last tragen hilft. Einen Himmel suchte ich über eurer Erde auszuspannen, der sie verklärt und verschönt und alle ihre Unvollkommenheiten durch seine sanften Verheißungen vergessen macht. Und dies war es grade, was mir eure Herzen zuwendete. Sie öffneten sich vertrauend dem Glückbringenden, Trostspendenden, Nachsichtigen, was über allen Geschicken eures Lebens aufging, wie Gottes Gnade selbst. Aber was ich euch da gab, stahl ich einem Fremden, dieser anscheinend so reiche und gnadenvolle Gott, dem ich seine Gaben entlieh, mit dem ich mich selbst bereicherte, lebte gar nicht in mir. Dennoch that ich es lange mit Freudigkeit. Es kam mir vor, als sei es schön, sich so an Gottes Stelle zu setzen, es kam mir vor, als stünd ich selbst hoch genug dazu, — hoch genug über euch, hoch genug über mir selbst und dem Gemeinen des Lebens.

Da erstand mir plötzlich ein Richter. Eine unbestechliche Wahrhaftigkeit lehnte sich auf wider mich und entwand dieses Amt meinen Händen. Und da mußt ich wohl einsehen, daß ich in vermessner Verblendung gehandelt hatte, als ich vergaß, daß ich nur ein Mensch bin, ein thörichter, anmaßender Mensch, unterworfen allen Schwächen des Menschen. Denn um des Einen willen, den ich liebte, und dessen Vorwurf ich nicht ertrug, widerrufe ich mein Leben und mein Lehren.

Ihr kennt ihn alle, Ihr habt ihn groß werden sehen mitten unter euch. Es war mein Knabe.

Dies ist es, was ich euch habe sagen müssen."

Er schweigt. Seine Züge sind still und unbewegt geblieben. Weder die glühende Begeisterung, noch die

reuevolle Zerknirschung eines in seinen Wurzeln erschütterten Gemütes, eines Fanatikers oder eines Schuldbewußten spricht aus ihnen. Milde, fast friedlich sieht er aus. Man kann es diesen Lippen gleichsam ansehen, daß sie aus der jugendstrengen Seele eines andern, eines allzu Geliebten heraus nach Worten suchen, die diesem genügen könnten. Alles was in seinem Blicke lebt, der jetzt ruhig und gedankenvoll über die versteinerten Mienen der vor ihm Sitzenden gleitet, ist nur eine müde Genugthuung: „Mein Junge, es ist vollbracht."

Einige Sekunden noch lähmt das Unbegreifliche, Unfaßliche die verwirrten Gemüter. Dann wagt sich ein Gemurmel hervor, — eine Bewegung entsteht und nimmt zu, — man hört einzelne Ausrufe und Worte fallen, — und endlich füllt sich der Kirchenraum mit einem gewissen zaghaften Lärm, worin halb zornige, halb erschreckte Stimmen, aber immer noch gedämpft, überwiegen.

Ein blinder Lärm. Der Pastor kennt einen jeden einzelnen zu genau, um nicht zu wissen, wie stark Ort und Gewohnheit auf sie wirken. Er weiß auch zu genau, daß die Thatkräftigen, Lebensfrohen unter den Jungen und unter den Männern in seiner Kirche fehlen. Wie aber sein Blick über sie alle hinfliegt, fallen seine eignen Worte vom gestrigen Abend ihm ein, als müsse er sie ihnen zurufen: „Aufstehn sollten sie von Rechts wegen gegen mich, um mich zu steinigen!" — und es erweckt ein wunderliches Gefühl von ganz unbeteiligtem, unpersönlichem Interesse in ihm, daß sie in all ihrem Zorn doch nicht so zu handeln vermögen. Nein, so nicht mehr, wie sie ein Jahrhundert, ja noch ein halbes Jahrhundert früher

vielleicht ohne weiteres gehandelt hätten. Und doch sind die Menschen inzwischen nicht andre geworden, und um Liebeshändel und Beleidigungen zerschlagen sie sich nach wie vor die Köpfe. Nur das alte, echte Pathos des Glaubens, des vollen, empörten Glaubens, ist unwiderruflich, — auf immer — dahin.

Theo denkt: auch das ist eine Kritik. Und fast muß er lächeln. Die Kraft des Himmelspredigers, der ein Poet war und ein Weiser, hatte genügt, um dem schwindenden Glauben für eine Weile Leben und Inbrunst zu geben, — aber dazu hat auch sie nicht genügt, zu verhindern, daß der gestürzte Glaube im Sturz eine Welt mit sich reißt und unter seinen Trümmern begräbt.

Es war nur wie eine Luftspiegelung gewesen mit diesem Glauben, — eine Luftspiegelung, die leise zerrinnt und nichts hinterläßt, als einen enttäuschten Blick, — wie ein ausgeträumtes Märchen, — — ja, eine Täuschung, — ein Traum — —.

Langsam wendet Theo sich ab und geht in die Sakristei.

Da erhebt sich von einer der hintersten Bänke ein lautes jammerndes Weinen. Ueber alle andern Stimmen hinweg tönt es durch die ganze Kirche und hallt von ihren Mauern wider, — eine Anklage, die nicht stumm werden will.

Dort, ganz hinten, hat die alte Rieke gesessen und mit verwunderten Augen zugehört. Sie hat nicht begriffen, worum es sich handelt, die andern haben Mühe, es ihren kindischen Fragen verständlich zu machen. Und endlich wird es ihr verständlich, daß man sie betrogen

hat. Wahrscheinlich gibt es das alles gar nicht: den Himmel mit ihren Kindern und Kindeskindern darin, und mit der letzten, jüngst Begrabenen, die so schwer starb, und die auf sie wartet.

Und erschütternd erhebt sich aufs neue die dünne alte Stimme, schreiend in ihrem untröstlichen Jammer.

„Jesus, Jesus! wär ich doch zuvor gestorben!"

Neben ihr, mit gesenktem Gesicht, die Hände in ihre Schürze gewickelt und die Stirn gefurcht, sitzt unbeweglich Gertrud, das hübsche Fabrikmädchen. Sie achtet gar nicht auf die Vorgänge in der Kirche, und nur ihre Lippen kräuseln sich verächtlich, wie sie den Lärm und Andrang der Leute sieht, die sich aus der Kirche vor die Sakristei drängen, wohin Theo gegangen ist. Was wollen, was können sie dem alten Mann thun? Was hat er zu verlieren? Nichts, nichts! Nur sie sind die Betrognen, die Verlierenden.

„Also so einer!" sagt sie ganz laut vor sich hin, „so einer! Und von dem hab ich mich fangen lassen! Und habe nicht gewagt zu leben. Alt hätt ich drüber werden können, — alt wie die Rieke, — so alt, daß ich auch nur noch den einen Wunsch behalten hätte, zuvor gestorben zu sein!"

Und mit einer hastigen Bewegung, als zerrinne ihr schon die kostbare Zeit des Lebens und Genießens unter den Händen, schiebt sie sich an der hinausströmenden Menge vorbei ins Freie.

Dort steht Theo an der Thür, die aus der Sakristei nach der Straße führt, und vor ihm, neben ihm, hinter ihm eine Mauer von Menschen, die — Empörung auf

den Gesichtern — ihm den Ausgang versperrt. Dicht bei ihm Tante Babette, die Wangen fast so weiß wie ihr Haar, und ein städtischer Dienstmann mit abgezogner Mütze, der soeben in einer Droschke gekommen ist.

Theo hält ein auseinandergefaltetes Papier in der Hand, und sein Gesicht ist den Leuten auf der Straße zugekehrt. Ganz verwandelt sind seine Züge in den wenigen Minuten, die er hier steht. Wie eine bloße Maske davon fortgerissen der beinah friedliche Ausdruck unbeteiligter Seelenruhe, unpersönlicher Milde. Von Schmerz und Angst entstellte und durchwühlte Züge sind es, die der Menge vor ihm entgegenschauen.

Gertrud bleibt stehn und sieht ihn mit einem langen Blick an.

„Der hat doch etwas zu verlieren, — — und hat's verloren!" denkt sie mit höhnischer Befriedigung.

Da schweifen seine Augen über die Menschenmauer hinweg zum Wagen, hilflos, drängend, — mit inbrünstigem Flehen: „Zu Kurt — — Gebt Raum!"

Und Gertrud wirft sich hinein in den dichten Menschenknäuel, die Arme erhoben, wie besinnungslos.

„Laßt ihn durch!" schreit sie außer sich, und bricht in Thränen aus. — —

* * *

Auf dem erhöhten Fenstersitz seiner Wohnstube in der Stadt sitzt Onkel Justus und schaut in ungeduldiger Erwartung die breite, helle Straße hinab. Nach den vorüberfahrenden Wagen schaut er, deren Pferde den grau gewordnen ersten Schnee unter ihre Hufe stampfen,

— aber keiner von ihnen hält still vor dem Hausthor unten.

Sonst verbringt Onkel Justus mit großem Vergnügen ganze Stunden auf seinem hochgerückten Sessel am Fenster, denn er findet es behaglich, so auf die vorüberhastenden und vorbeischlendernden Menschen niederzusehen und ihr Gebaren zu beobachten. Aber heute sieht er alles nur wie in einem durcheinandergewirrten Chaos vor sich, mit trüben Augen, die von Zeit zu Zeit furchtsam und entsetzt die Thür des Nebenzimmers, seines Schlafzimmers, streifen. Ihm ist grade, wie wenn er dort den Tod bei sich installiert hätte. Er — den Tod! Was er auch thun mag, er kann den Todesgeruch nicht los werden, der mit dem aufdringlichen Geruch von Karbol und allerlei Essenzen durch die Thürritze zu ihm hereinzuwehen scheint. Und immer hat er das Bett vor sich, — sein breites, bequemes, mit hundert kleinen raffinierten Behaglichkeiten ausgestattetes Junggesellenbett mit dem leichenblassen blutenden Knabenkörper darauf. Eine barmherzige Schwester sitzt daneben, ganz ruhig, wie aus Stein gehauen, mit einer solchen undurchdringlichen Miene, als ginge sie das alles nichts an. Es geht sie ja auch im Grunde nichts an! Ihr Gesicht in der weißschwarzen Umrahmung des Häubchens sieht so gleichgültig aus, als überzähle sie in Gedanken schon, in wieviel Stunden sie der Tod hier ablösen werde. Oder in wieviel Viertelstunden — —?

Onkel Justus zittert nervös zusammen und nimmt zum zehntenmal alle die tröstlichen Erwägungen wieder vor, womit er sich einzureden sucht, daß Kurt nicht

sterben werde. Ganz sicher nicht! Die Aerzte haben es ihm ja gar nicht gesagt! Nur einen so sonderbaren Ausdruck sah er in den Augen des einen, des zuerst Gerufnen, als er es ihm so nah legte, — so ganz nah, — ihn mit einer barmherzigen Lüge zu täuschen. Gesehen hat er Kurt auch nicht. Kurt will niemand sehen. Furchtbar gelitten muß er haben in den ersten Stunden; Morphium und Wein, und wieder Morphium haben sie ihm eingeflößt, und jetzt liegt er wie in einem Rausch.

Das Gesicht kann nicht entstellt sein, denkt Onkel Justus wie erstarrt, — das Gesicht hat er Kurt gerettet. In den Mund hatte dieser den Lauf der Pistole bringen wollen, als im entscheidenden Augenblick der Alte auf ihn zustürzte, ihm die Pistole aus der Hand zu schlagen. Da schoß er blind los. In die Brust oder in die Seite. Wohin? Onkel Justus will nicht genau wissen, wo die Kugel ihn getroffen hat, — er kann's nicht aushalten, es so deutlich zu wissen, — und sie haben's ihm nicht zugeschrieen. So mitleidig waren sie doch. Auch die Botschaft an Theo und Babette haben die Aerzte übernommen. Wie ein Kind haben sie ihn behandelt.

Kann es nicht auch eine ungefährliche Stelle sein, wo die Kugel sitzt? Blut, viel Blut, Schmerzen und Wunden, — ja Wunden, — aber keine unabwendbare Lebensgefahr, — nein, die sicher nicht! Das Leben — das Leben muß er Kurt gerettet haben! —

Onkel Justus blickt noch einmal mit ängstlicher Ungeduld die Straße hinab, ob denn kein Wagen vorfährt, und erhebt sich mühselig aus seiner Sesselecke.

„Es hat die höchste Eile!“ hat der Arzt dem Boten

gesagt. Die höchste Eile! Aber wenn doch eigentlich keine Lebensgefahr da ist, — —

Im Hintergrunde des Zimmers brennt ein helles Holzfeuer im Kamin und mischt seine rote Glut mit den Sonnenstreifen, die über den Fußboden hinspielen. Am Kamin steht ein niedriges Ruhebett mit Fell gedeckt, daneben ein längliches Tischchen mit Wein und Medikamenten aller Art. Der Alte wirft einen verächtlichen Blick darauf. Was soll all dies ihm jetzt, was soll es ihm, wenn der Junge ihm fehlt. Was soll ihm all sein Behagen, wenn Kurt nicht da ist, um manchmal mit seiner hellen Stimme darüber zu spotten, was soll ihm all seine Gescheitheit und Erfahrung, wenn Kurt nicht da ist, um ihn mit seiner knabenhaften Weisheit zu widerlegen. Hätt er es doch nur am letzten Tage durchgefühlt, wie eine mahnende Ahnung! Daß der Junge in nichts widersprach, daß er nichts erklärte, daß er mit diesem verhängten und verschlossnen — entschlossnen Gesicht herumging, — mit einem Gesicht, das vielleicht einem feinern Empfinden, Tante Babettens Empfinden zum Beispiel, deutlich verraten hätte: „Ich suche keine Betäubung mehr, denn ich kann's nicht vergessen, — ich suche aber auch keine Kraft es zu tragen mehr, — denn ich kann's, ich will's nicht ertragen!"

Onkel Justus fröstelt und hält seine kalten, zitternden Hände an die Glut im Kamin. Etwas kämpft in ihm, das eine schrankenlose, fast demütige Bewunderung ist, — eine Bewunderung und eine Scham. Daß so etwas möglich ist, — ein solches Hinwerfen des Lebens! Ein solcher Protest gegen das Leben, weil es einem ein

höchstes Gut besudelt hat! Daß es einen solchen Verschwender gibt, einen solchen unsinnigen, königlichen Verschwender, der sein Leben wie einen Bettel dem Tod vor die Füße wirft! Dieses ganze reiche, zarte Leben, das in tausend halberblühten Knospen dastand, — und alle diese Knospen mit einer verächtlichen Handbewegung abzubrechen, zu knicken, — in fürstlicher Vergeudung übers Grab zu streuen.

Und dagegen er selbst, der Alte, der Geizhals, der Bettler, der sich am kargen, abgestandnen Lebensrestchen furchtsam festsaugt, so schal, so bitter es auch schon schmeckt, — er, der sich zitternd am letzten, kümmerlichen Feuer wärmt, so eisig auch die Todeskälte schon an ihm heraufkriecht, — wie traurig, wie lächerlich, wie jämmerlich kommt er sich vor. Nein, an ihm liegt nichts, — nichts; mögen die Folgen der Aufregung und Angst ihn töten, mögen sie ihn töten, — aber Kurt muß leben.

Und mitten in seine Selbsterniedrigung hinein muß Onkel Justus grimmig lachen: an die möglichen Folgen der Angst und Aufregung denkt er also doch immer? Ja, immer!

Er drückt sich in die Ecke des Ruhebettes am Kamin und zieht die Fußdecke über sich. Nein, er will sicherlich keine Todesfurcht haben, — nicht seitdem Kurt da liegt. Wie eine Schutzwache, die auf ihrem Posten steht, kommt der Junge mit seinem unnatürlichen Mut ihm vor. In allem will er ihm folgen, wenn er nur leben bleiben will. Die verrücktesten Ansichten will er von ihm annehmen, die gröbsten Dummheiten klug finden. Ach der Verstand, der wird ja nun doch immer schwächer und schwächer, —

seine Einwendungen leiser und leiser — gegenüber den barmherzigen Lügen, womit nur die Jugend und ihre Begeisterung über das Häßliche und Gemeine des Lebens hinwegtäuschen kann.

Es ist genug, wenn man mehr als siebzig Jahre klug gewesen ist. Das Alter ist die Zeit zum Ausruhen an der Jugend.

Onkel Justus' Hände ruhen gefaltet im Schoß, und der Kopf ist ihm auf die Brust gesunken. Im Halbschlummer sieht er, wie in greifbarem Traum, die Scene aus dem Raimundschen Zauberschauspiel wieder, wo die Jugend vom Alter Abschied nimmt. Aber nicht von ihm nimmt sie Abschied, sondern mit ihm zusammen, mit ihm verbündet vom Leben. Und eine andre Stimme als damals singt die schlimmen Verse, — mit Kurts heller trotziger Knabenstimme erklingen sie, und Kurts Gestalt ist es, die ihn geleitet, — sorgsam und zärtlich den Arm um ihn gelegt wie auf dem nächtlichen Heimweg, — ihn geleitet — weiter und weiter — bis hinein in die einsame Kälte des Todes. —

Unten am Hause ist endlich eine Droschke vorgefahren. Gleich darauf wird die Thür geöffnet. Es ist der Hausarzt, der den Wagen unten angetroffen hat und Theo und Babette hereinführt.

Sie stehn schon mitten im Zimmer, als der Alte erst wieder völlig zu sich selber kommt. Er sieht Tante Babette sogleich mit dem Arzt in der Schlafstube verschwinden. Theo muß an der Thür stehn bleiben. Er muß einige Minuten warten.

Der Alte starrt den Pastor verwirrt an und fühlt

sein ganzes Entsetzen wiederkehren, fassungsloses Entsetzen vor dem, was geschehen ist, was geschehen wird. Er möchte am liebsten fortgehn, wenn das möglich wäre. Aber unbeweglich bleibt er sitzen. Wenn Theo ihn nur nicht anspricht — —.

Theo spricht nicht. Er ist ganz still. Seine ganze Seele ist drinnen beim Knaben und mit übermenschlicher Konzentration auf das eine — eine gerichtet, das allein noch in ihm lebt.

So bleiben sie wortlos einander gegenüber — minutenlang. Der eine im ängstlichen Bemühen hinwegzublicken von dem, was ihn entsetzt, sich innerlich davon hinwegzustehlen, es vor sich selbst zu leugnen, zu verhüllen, auszulöschen. Der andre ein Bild bis zum äußersten angespannter und überspannter seelischer wie körperlicher Kräfte, — als ringe er danach, durch die Gewalt seines inneren Forderns und Verlangens, wie durch übernatürliche Zaubergewalt, die Kette der Notwendigkeit zu durchbrechen und dem Tode zu entreißen, was dem Tode gehört.

Da endlich geht die Thür leise von innen. Und mit vorgestreckten Händen, die Augen weit und groß ins Halbdunkel des Zimmers gerichtet geht Theo hinein.

Onkel Justus horcht — und horcht —.

Ein ganz schwacher, zärtlicher Laut — —.

Ein Aufschluchzen.

Dann wird es ganz still.

Und da plötzlich packt es ihn und wirft ihn nieder wie eine Faust, die vor dem Unabänderlichen in die Kniee zwingt. In den Staub sinkt alles — alles, was er sich zurechtgeredet hat von tröstlichen Erwägungen und künstlichen

Selbsttäuschungen. Und klar steht es vor ihm wie in Goldschrift, klar und groß, — als das Einzige, dem er sein Herz zu öffnen, sein Leben zu erschließen, sein Haupt zu beugen hat, — daß Kurt im Sterben liegt.

Im Sterben! Und Kurt hätte sterben können vor einer Viertelstunde, — ja, vor wenigen Minuten, — und hätte den Vater nicht mehr geküßt, und der Vater ihn nicht.

Daran hat er nur ganz im Vorübergehn gedacht in all seinen Todesängsten! Und erst jetzt überströmt es ihn auf einmal wie ein Glück, daß es noch so gnädig gekommen ist, — ja, wie ein Glück, — das einzige Glück, woran noch etwas gelegen ist.

Er selbst freilich, er wird ihn nicht mehr wiedersehen. Niemals mehr wird er Kurt sehen, den lebenden Kurt. Er selbst ist drinnen auch gänzlich überflüssig. Er darf diesen Kuß und diesen Tod nicht stören.

Onkel Justus versucht, sich über das letzte Glück, das Kurt noch geworden ist, zu freuen, er versucht selbstlos dazu zu lächeln.

Aber während er seine Lippen zum Lächeln zwingen will, verziehen sie sich ihm zum Weinen.

Brennend steigt es in seinen trüben, trockenen Augen auf, und eine Thräne, eine von den sparsamen, wehethuenden Thränen des hohen Alters, rinnt langsam nieder an seinem Gesicht und fällt herab auf seine Hände.

VI.

Schluß.

An einem der ersten Novembertage fuhr ein geschlossner städtischer Mietswagen langsam die Dorfstraße entlang. Sie war fast menschenleer; nur hier und da in den Höfen sah man jemand, der seine Arbeit unterbrach, um dem Wagen, einer seltenen Erscheinung im Dorf, nachzusehen, und an manchem Fenster wurde aufhorchend ein Frauenkopf sichtbar.

Unweit der Kirchhofsmauer, am Wassertümpel, wo das Schenklokal stand, hielt der Wagen still und Arthur stieg heraus. Auf der Veranda des Wirtslokals saß ein einzelner Gast hinter einem Krug Bier und sah neugierig zu, wie aus dem Inneren des Wagens mehrere prachtvolle Kränze zum Vorschein kamen.

Der blonde Wirt, der, die Hände in den Hosentaschen, neben ihm in der Thür lehnte und behaglich aus einer kurzen Pfeife rauchte, blinzelte seinen Gast mit einem pfiffigen Gesicht an.

„Das ist wieder für dem Kurt sein Grab," bemerkte er, „es war aber auch jammerschade um den Jungen. Ich hatte ihn für mein Leben gern."

Der Mann hinterm Bierkrug, ein Handwerker aus

der Stadt, der im Dorf zu arbeiten gehabt hatte, wiegte teilnehmend den Kopf.

„Eine wahre Schaudergeschichte," versetzte er, „wer sie hörte, den überlief eine Gänsehaut. Das Dorf ist ordentlich berühmt geworden."

„Ist es auch," bestätigte der Wirt, „— eine Anziehung übt die Geschichte aus — — fast wie ein Mord. Die Leute werden nicht alle, die dumm sind. Die herkommen und das Grab ansehen und sich erzählen lassen. Ich kann's an meinen Schnäpsen zählen. Manche sind auch enttäuscht. Die glauben nämlich, der Himmelspastor sei auch noch zu besehen, — das wäre noch ein Gaudium, ihn in diesem Zustand zu besehen."

„In der Zeitung steht ja, daß viele ihn in der Stadt besuchen, aber niemand wird an sein Bett vorgelassen," sagte der Mann am Tisch, „Sie sollten übrigens nicht so von ihm reden. Er soll doch wiederholt gute Stellen ausgeschlagen haben aus Anhänglichkeit an das Dorf."

Dem Wirt stieg das Blut in sein breites, ohnehin rotes Gesicht.

„Das dachte man! Das dachten wir, — wir Esel!" antwortete er verbissen. „Wie haben wir uns die beiden Male angestellt, wo er fortsollte, und bei uns blieb, — beinah auf den Kopf haben wir uns gestellt! Aber er schlug nur aus, weil er sich hier sicherer fühlte. Unser war er freilich sicher geworden. Wir guckten ihm nicht in die Karten! Wir bissen auf jeden Köder an! Wir fraßen ihm den Zucker zahm aus der Hand."

„Na, gutes hat er doch jedenfalls mancherlei gestiftet,"

meinte der Mann, und griff in die Tasche, um zu zahlen, „wenigstens waren ja alle immer seines Lobes voll.“

„Das ist es ja!“ rief der Wirt laut in mächtigem Aerger, zog die Hand aus der Tasche und fuchtelte damit wild in der Luft herum, „das ist es ja eben, was einen hinterher so wurmen kann, daß man als Dummer dasteht! Daß man ihm auch noch den Gefallen gethan hat, dies Lob zu verbreiten. Gut ausgelacht, gut zum besten gehalten wird er uns haben mit unsrer gottverfluchten Dummheit!“ —

Arthur hatte sich beeilt, außer Hörweite der gefallnen Aeußerungen zu kommen, aber wenn er sie auch nicht vernahm, so wirkte doch der Umstand, daß sie gethan wurden, auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Denn er wußte ganz gut, wie sie lauteten, und wie viele sie anhörten. Als er zuerst herkam, hatte er sich, ganz unwillkürlich und ohne sich selbst deutlich dessen bewußt zu sein, die Bevölkerung des Dorfes etwa in zwei Parteien gespalten gedacht, — die einen trauernd, die andern fluchend, — an alle möglichen Bilder und Scenen hatte er gedacht, nur nicht an dieses pfiffige, breit lächelnde Gesicht, dessen Mund nicht müde wurde, den Leuten in endlosen Wiederholungen und Variationen die „Schaudergeschichte“ zu erzählen, und dessen Blick dabei wohlgefällig die getrunkenen Schnäpse und Seidel zählte. Nicht die Dorfbewohner standen in Zorn oder Trauer an Kurts Grab, sondern neugierige, müssig gaffende Fremde. —

Heute lag der Friedhof einsam da. Unter den kahlen großen Lindenbäumen, die ihn noch vor kurzem mit ihrem goldgelben Laub beschattet hatten, wies er nackt und un-

verhüllt seine Gräber auf; nur hier und da flatterte an den Kreuzen ein häßlicher Kranz von Papierblumen oder eine zerknitterte Bandschleife.

Bei einer Biegung des Weges, der zwischen den Gräbern um die Kirche führte, bemerkte Arthur einen Fremden, einen jungen Mann im langen schwarzen Rock, mit bartlosem Gesicht. Das konnte nur der Hilfsgeistliche sein, der sofort nach der Katastrophe aus einer der Stadtpfarren mit genauen Instruktionen hierher gesandt worden war.

Er beugte sich über einen frisch aufgeworfnen Hügel, worauf unbeweglich eine alte Frau kauerte. Eine steinalte Frau, Kopf und Schultern eingewickelt in ein großes schadhaftes Umschlagetuch, aus dem ihr Gesicht so braun und runzlig wie eine vertrocknete Frucht hervorschaute.

Als Arthur mit seinen Blumen beladen näher kam, hob sie aufmerksam den Kopf und ihre trüben, geröteten Augen schauten ihm mit unverkennbarem Interesse entgegen.

„Schöne Kränze! Schöne Kränze! Schöne frische Kränze!“ rief sie begehrlich und streckte verlangend ihre mageren Hände danach aus.

Der junge Geistliche richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf.

„Beachten Sie es nicht, sie redet irre,“ bemerkte er, und griff flüchtig an den Hut.

Arthur war stehn geblieben und erwiderte seinen Gruß.

„Ist das denn nicht, — ist es nicht die alte Rieke?“ fragte er.

„Jawohl. Kennen Sie sie? — — Die ‚verrückte

Rieke' heißt sie. Sie muß untergebracht werden. Im Armenhaus. Sie ist ganz harmlos."

„Ich glaube, sie hat alle ihre Kinder verloren, und kürzlich eine Enkelin; — ich hörte von ihr sprechen im — im Pfarrhaus," sagte Arthur, „aber damals hieß sie noch nicht die ‚verrückte' Rieke. — Seit wann?"

„Seit dem Skandal!" versetzte der Geistliche laut und mit Nachdruck; „dies unheilvolle Ereignis, das über so viele Gemüter Verwirrung gebracht, hat ihren armen Verstand verwirrt. Bald meint sie, alle ihre Toten stürben ihr erst jetzt eben, und verlangt Blumen für sie und Särge, — immer mehr Särge. Bald geht sie umher und erzählt, daß die Toten alle wiederkämen, weil es keinen Himmel mehr für sie gäbe, und sie nicht mehr wissen, wo sie hinsollen. Sie geht mit ihrem Krückstock von Thür zu Thür und macht die Leute kopfscheu."

„O, das ist schrecklich!" bemerkte Arthur, und in seiner weichen, erschütterten Stimmung traten ihm Thränen in die Augen, „— es ist schrecklich, daß es solche Folgen haben mußte, — und doch, — wer ihn kannte, — wer Pastor Arnsfeldt kannte, — der kann nicht anders, als ihn lieben und verehren, — trotzdem —"

Er brach ab, weil seine Stimme zu zittern anfing, und er sich dessen schämte. Aber in seinen Augen, die er dabei zum andern aufschlug, lag eine solche Wärme und Inbrunst der Verteidigung, daß sie beredter wirkte, als es Worte vermocht hätten.

Der junge Geistliche räusperte sich etwas befangen und blickte hinweg.

„Ferne sei es von uns, richten zu wollen," sagte er

sanft, „— vielmehr auch wir lieben ihn als einen echten Diener des Herrn, wenn schon leider eines wahr gewesen ist an seinem unglückseligen Widerruf: daß er nur zu oft die Strenge unsres heiligen Glaubens umging. Darüber aber hat ein Höherer zu richten.“

Arthur sah ihn fast erschrocken an.

„Eines nur wahr gewesen — —?“ fragte er ungläubig, „ich verstehe nicht, — — und das andre, der Widerruf, der wäre nicht wahr gewesen?“

Der Geistliche blickte ihm mit ruhigem Triumph in die Augen.

„Es wäre wahrlich ungerecht,“ versetzte er mit deutlicher Betonung eines jeden Wortes, „wollte man die Gutthaten eines halben Menschenlebens nach der Unthat einer einzigen Stunde beurteilen, wo Gott es zuließ, daß der Geist seines Dieners verdunkelt wurde. Soviel habe ich, gottlob, auch hier im Dorf schon erreicht, daß die Leute nicht mehr in blindem unchristlichen Zorn von ‚Frevel‘ und ‚Gottlosigkeit‘ reden, sondern ihr Herz dem nachsichtigen Mitleid mit einem Kranken zu öffnen beginnen, der ja nicht wußte, was er that und sprach. Nur dem selbst verwirrten Verstande gegenüber, — nur der alten Frau da gegenüber — sind wir freilich machtlos.“

„— Der nicht mehr wußte, was er sprach!“ wiederholte Arthur fassungslos. Plötzlich aber kam ihm das Verständnis der Situation. „Aber das ist ja gar nicht wahr!“ rief er laut, „es ist ja gar nicht wahr! Sie wissen ja so gut wie ich, — alle wissen's, — daß sein Geist so klar und stark war wie je, — und alles was er

zuletzt geschrieben, — alles was er hinterlassen, muß es ja beweisen!“

„Was er vorher geschrieben,“ bestätigte der Geistliche, ohne seine Augen von ihm abzuwenden, „— und nachher? — unmittelbar nachher?“

„— Traf ihn der Schlaganfall, — weil Kurts Tod —“

„Sehr wohl. Wenige Stunden schon nach jenem unseligen Widerruf war er für menschliche Vorwürfe unangreifbar geworden. Ein unmündiges Kind, das blöde vor sich hinlächelt, das gefüttert und gestützt werden muß. Da ist doch wohl die Vermutung gestattet, daß die ganz unerhörten Ideengänge und Entschlüsse seiner letzten, scheinbar noch gesunden Tage, — übrigens lag er auch kurz vorher an wiederholten Schwindelanfällen krank, — daß diese Entschlüsse und Ideen, sag ich, bereits in einem gewissen innern Zusammenhang mit der hereinbrechenden Geistesverdunkelung gestanden haben mögen. Ist es nicht, als habe Gott selbst uns darüber Gewißheit geben wollen, indem er ihn kindisch werden ließ? — — Ich muß gestehn, ich staune, daß Sie zögern, mir beizustimmen, was dringend wünschenswert ist, denn die falschen Gerüchte sollen aus der Welt. Ich sollte doch meinen, es müsse wohlthuender für Sie sein, einem Kranken das Andenken zu bewahren, — als einem Verbrecher.“

In Arthur stieg ein heftiges Verlangen auf, dem Mann in die Rede zu fallen und diese kalte, glatte Mauer von wohlüberlegten Worten zu durchbrechen, die sich so sicher aneinander fügten, daß nirgends eine Lücke blieb.

Verteidigen wollen hatte er soeben noch den Pastor,

— ihn mit seiner Liebe verteidigen gegen die Flüche der Menschen, den Fluch der Kirche! Aber längst hatte die weltkluge christliche Kirche die Sünde vom Sünder abgewischt und dafür gesorgt, daß das gefährliche Ereignis im Sande verrann. — — Ein plötzlicher Ekel überfiel Arthur, wie jemand, der auf einen Löwen zu stoßen meint und auf ein Reptil tritt.

„Pfui!" rief er unwillkürlich, — „dies da ist häßlich! Es mag klug sein, aber es ist häßlich!"

Der junge Geistliche sah mit kühlem Erstaunen und Befremden dem Erregten ins Gesicht, der in diesem Augenblick sich selbst und seine Umgebung vergessen hatte. Dann erschien eine strenge kleine Querfalte auf seiner Stirn dicht über der Nasenwurzel, und seine Lippen schlossen sich in einer feinen graden Linie, so daß sie fast verschwanden. Er hob ein wenig die Hand und blickte den Sprechenden von oben bis unten an mit eisigen Augen.

„Ich halte die Erregung Ihrem Schmerz zu Gute," bemerkte er gemessen, neigte unmerklich das Haupt und schritt langsam den Gräberweg weiter.

Arthur öffnete das schwarze Gitterwerk, das Kurts Grab umschloß, und legte seine Kränze darauf nieder. Ihm brannten die Wangen, und das Herz schlug ihm laut. Bis zu dieser Stunde hatte er, mitten im Grausen und Entsetzen über Kurts That, eine dunkle, halb unverstandne Empörung gegen den toten Gefährten nicht unterdrücken können, der so fanatisch gehandelt und mit seinem Fanatismus sich selbst und die andern in solches Unheil gestürzt hatte. Aber jetzt empfand er nur Abneigung gegen

die, welche um des Nutzens und Friedens willen lieber alles bemänteln, verschleiern und zurechtziehen möchten, anstatt der Wahrheit die Ehre zu geben.

Diese Abneigung stieg ebenso rasch und spontan in ihm auf, wie früher die Empörung über Kurt. Aber wer behielt Recht? Wer hatte Recht?

Er wußte es nicht.

Mit welcher erbarmungslosen Gewalt hatte sich hier, im individuellen Leben von ein paar einzelnen, eines jener Probleme aufgerollt, wofür es keine endgültigen Lösungen gibt, und wie nutzlos, wie fruchtlos hatte es Glück und Leben vernichtet. Alles blieb, wie es war, leise schritt die Zeit darüber hinweg, und von neuem wiederholte sich dasselbe Spiel des Lebens.

Oder dachte nur er so? Ja, er gehörte sicherlich nicht zu denen, die zu großen und gefährlichen Dingen berufen sind. Dunkel und verwirrter denn je erschien ihm das Leben, durch das er bis dahin mit leichtlebigem Frohsinn gewandert war. Ihm kam es vor, hier am frischen Grabe, als stände er ganz allein in der Welt. Allein, ohne Richtung und ohne Ziel.

Unwillkürlich faßte er mit der Hand nach der Brust, wo in seinem Taschenbuch zusammengefaltet ein Blatt lag, das Babette ihm geschenkt hatte, — zur Erinnerung an einen Toten und an einen Sterbenden. Es war auf des Pastors Schreibtisch gefunden worden, ein Blatt mit Versen und der Aufschrift: „An meinen Jungen“.

Diese Aufschrift konnte auch ihm gelten, — hatte Pastor Arnsfeldt doch gewünscht, Kurt und er wären

Brüder! Und langsam vergaß er die Pein der Ungewißheit und Verwirrung in seinem Innern über einem warmen Gefühl von Trauer und Sehnsucht. Ja, der alte Mann hatte auch ihn lieb gehabt, er hatte ihn von allen Grübeleien und Spitzfindigkeiten weit fort gewiesen auf das Leben und die Jugend, er hatte zu seinem Mut und seiner Thatkraft gesprochen, und an diese Worte wollte er sich halten. — —

Hinter den Kirchhofslinden sank die Sonne über den Feldern, die hier tief in den schmalgestreckten Ort einschnitten, und malte ein paar streifige Wölkchen mit rosenrotem Licht an. Kein Luftzug bewegte die Zweige, und kerzengrade streckte das Gras der Gräber seine schneenassen Halme in die reine kalte Winterluft.

Da beugte Arthur den Kopf ein wenig vor und lauschte.

Aus den Feldern jenseits der Kirchhofsmauer, vom Boden her, den in einzelnen breiten Streifen der gefallne Schnee deckte, tönte es wie ein schwaches Jubilieren. Es wagte sich aus den Stoppeln nicht laut ans Freie, — aber immer wieder setzte es an, — — in kleinen verträumten Tönen, — verhaltenem Jauchzen und Locken, — eine späte Lerche, die ihren Sommer nicht vergessen konnte.

Oder ihren Lenz heranjubelte.

Arthur lauschte, und bei dem schwachen Lerchenjubel umklang es ihn wie mit getrosten, befreienden Gedanken, — umklang es ihn mit den Worten, die er auf seiner Brust trug und die er niemals vergessen wollte, — mit des Himmelspastors letzter Predigt:

„Lasset die Toten ihre Toten begraben!

Wenn dir ein Lieben und ein Hoffen,
Ein Ideal des Lebens starb,
Denk, daß der Schlag, der es getroffen,
Für hohe Ziele um dich warb.

Denk, daß er mit dem harten Schwerte
Den Ritterschlag zum Kampfe gab,
— Es führt wohl manchen Kämpfers Fährte
Vorbei an einem teuren Grab.

Nur nicht an Grabeshügeln halten!
Nur rasch den Blick dorthin gewandt,
Wo schon in ringenden Gewalten
Um Höheres ein Kampf entbrannt.

Nur nicht in kränklichen Gefühlen
Am Leichengift die Kraft entnervt,
Nur rasch, anstatt im Schutt zu wühlen,
D e i n Schwert gerüstet und geschärft!

Sarg ruhig ein, was du verloren!
Es ward schon oft in tiefster Brust
Die beste Menschenkraft geboren
Aus einem heiligen Verlust."



